Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes



Heft 21 1937

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Aufnahme: Presse-Photo

Amtliche Mitteilungen

Kündigung von Angestellten und Arbeitern mit mindestens vier Kindern

Ich ersuche, mir künftig am Tage der Kündigung von Angestellten und Arbeitern mit mindestens vier Kindern eine Abschrift des Kündigungsschreibens vorzulegen, sofern ich nicht der Kündigung bereits zugestimmt habe. Ist aus dem Kündigungsschreiben der Kündigungsgrund nicht ohne weiteres zu ersehen, ist er im Begleitschreiben ausführlich anzugeben. Ich behalte mir eine Nachprüfung derartiger Kündigungen vor.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrage: Graf zu Rantzau.

Aenderung von jüdischen Namen deutschblütiger Personen

Wenn deutschblütige Personen jüdische Namen führen, soll nach einem Runderlaß des Reichsinnenministers vom 25. Juni 1934 Anträgen auf Änderung dieser Namen stattgegeben werden. Nach einem neuen Erlaß vom 10. August 1937 sollen solche Anträge regelmäßig auch dann genehmigt werden, wenn sie von Personen gestellt werden, die — ohne Mischlinge im Sinne des § 2 der ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz zu sein — einen geringfügigen Bluteinschlag aufweisen. Anträgen von jüdischen Mischlingen auf Änderung ihres jüdischen Namens wird dagegen nicht entsprochen.

Zum Nachweis der Abstammung werden regelmäßig die Geburts- und Heiratsurkunde der Eltern sowie die Geburtsurkunden der Großeltern oder ein Ahnenpaß vorgelegt werden müssen. Bestehen danach Zweifel an der deutschblütigen Abstammung, so wird eine Stellungnahme der Reichsstelle für Sippenforschung eingeholt.

Leichenbeten verboten

Es besteht in hessischen Gemeinden noch vielfach die Sitte, im Sterbezimmer nach Eintritt der Dunkelheit einige Tage lang gemeinsam zu beten. Zu diesem Leichenbeten wurden auch Schulkinder geschickt, ohne daß man sich darüber Gedanken machte, welchen körperlichen und unter Umständen auch seelischen Gefahren die Kinder dadurch ausgesetzt waren. Die hessische Landesregierung hat nunmehr für die Zukunft sämtlichen Schulkindern die Beteiligung am Leichenbeten verboten.

Mitwirkung der Schule am Tag der Hausmusik

Der „Tag der deutschen Hausmusik“ wird in diesem Jahr am Dienstag, den 16. November, durchgeführt. Dieser Tag hat von Jahr zu Jahr in steigendem Maße Gelegenheit zu enger Zusammenarbeit zwischen Schul- und Privatmusiklehrerschaft gegeben. Damit dieses Zusammenwirken auch in diesem Jahre fortgesetzt werde, hat das Reichserziehungsministerium auf Bitten der Arbeitsgemeinschaft für Hausmusik in der Reichsmusikkammer den deutschen Schulen wieder eine würdige Begehung des „Tages der deutschen Hausmusik“ am 16. November zur Pflicht gemacht.

Inhalts-Uebersicht

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Reichs-Elternwarte

Heft 21 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Sielmeier

Aufnahme: Dr. Weskamp

Vom Ich zum Wir

von Dr. Hans Hajek

Wir reden heute alle viel von Kameradschaft und von Volksgemeinschaft; wie mir vorkommt, fast ein wenig zu viel. Aber entspricht unser alltägliches Tun, unser Verhalten bei den zahllosen „unbedeutenden" Gelegenheiten, in denen wir mit Volksgenossen zusammentreffen, wirklich immer der neuen Haltung, von der wir so gerne sprechen? Es liegt mir selbstverständlich ganz fern, die praktische Erziehung zur Kameradschaft und zum Sozialismus der Tat, wie die HJ. und der Reichsarbeitsdienst, die SA. und die SS., die NSV. und die DAF., ja schließlich doch jede nationalsozialistische Gliederung sie betreibt, in Zweifel zu ziehen oder zu verkleinern; und ganz ebenso wenig möchte ich etwa leugnen, daß echte Kameradschaft schon früher vorhanden war — die Frontkameradschaft des Weltkrieges ist ja für jede andere Kameradschaft herrliches, unerreichtes Vorbild gewesen. Aber bei aller dankbaren Anerkennung dieser neuen Ströme kameradschaftlichen Wollens und Handelns zwischen Volksgenossen muß jeder einzelne von uns doch für sich erkennen, wie viel er noch zu lernen und zu üben habe, und jeder von uns hat Tag für Tag Gelegenheit zu bemerken, wie viel uns in Gesamtheit noch fehlt. Wer am lautesten von Kameradschaft redet und sie am dringlichsten — von den andern fordert, gibt keineswegs selbst das schönste Beispiel. Eher das Gegenteil. Mir fällt da immer die ungeschickte Mutter ein, die einer Fürsorgerin auf deren gute Ratschläge und Vorhaltungen ärgerlich erwiderte: Was, ich soll meinen Jungen besser erziehen? Ich kann ihn doch überhaupt nicht erziehen! Da müßte doch zuerst mal ich selber erzogen werden! — Die Frau wußte in ihrem Zorn sicherlich nicht, welche tiefe Weisheit sie da aussprach: daß in der Erziehungsarbeit am Kinde die Erziehung des Erziehers die wichtigste (aber allzuoft fehlende!) Voraussetzung sei. Wer also die heranwachsende Generation oder seine Berufskameraden, seine Altersgenossen und andere Menschen zum Geiste der Kameradschaft, der Volksgemeinschaft und des Sozialismus erziehen möchte oder muß, dem ist eine Selbstbesinnung nicht unnützlich, wieweit er selbst und seinesgleichen es in der kameradschaftlichen, sozialistischen Haltung schon gebracht habe. Die peinlichen Ueberraschungen, die jeder bei solcher Selbstbesinnung erlebt, brauchen ihn nicht zu entmutigen, aber sie sollten ihm die großen Worte erst mal aus dem Munde nehmen.

Vor jeder weiteren Ueberlegung: wir alle, die wir heute erwachsen sind, sind in unserer Kindheit ausnahmslos eigennützig und unkameradschaftlich erzogen worden, und von Volksgemeinschaft war in den Anweisungen unserer Erzieher keine Rede. Gewiß, man war „national", aber mit dem „Volk" hatte man nicht gerne was zu tun. Es wurde auch von „Schulkameraden" gesprochen, doch sie schienen eigentlich nur als abschreckende Beispiele oder als Anreger unseres eigenen Ehrgeizes da zu sein. Oder war der Kampf um den ersten Platz in der Schulklasse, um das bessere Schulzeugnis, um die Beachtung durch den Lehrer wirklich immer ein sportlicher Kampf um die beste Leistung, ohne Heuchelei, ohne Schwindel, ohne Gebrauch der Ellenbogen? Wo sich aber trotzdem so etwas wie Kameradschaft bildete, ging sie — gegen den Lehrer, und der Lehrer war daher (aus erzieherischer Unfähigkeit oder aus Notwehr) gegen den Geist der Kameradschaft unter seinen Schülern. Gewiß gab es Ausnahmen, aber das System der Erziehung und der Ungeist der Zeit war diesen Ausnahmen zuwider. Im Berufsleben wurde es noch schlimmer: man sagte „Kollegen" und meinte Konkurrenten, Vordermänner, die man mit jedem erlaubten und — wenn nur gut getarnt — auch mit manchem unerlaubten Mittel aus dem Felde zu schlagen versuchte. In der Theorie mit der größeren Tüchtigkeit und der besseren Leistung, in der Praxis viel öfter mit höherer Protektion, besseren Beziehungen, unverschämterer Heuchelei und skrupelloseren Geschäftsgewohnheiten. „Sich durchsetzen!" war die im Liberalismus offen ausgegebene Losung; das Gewissen des Erfolgreichen wurde beruhigt im Glauben, daß sich ja nur der Bessere, der Tüchtigere durchsetzen könne — der Erfolglose hatte also seine „Minderwertigkeitsgefühle", denn im Grunde zweifelte er ebensowenig an der Gerechtigkeit und Naturnotwendigkeit dieser Ordnung. Er hatte nur eben weniger Glück und mehr Pech im allgemeinen Wettlauf. Daß harter Leistungskampf und beste Kameradschaft miteinander vereinbar sind, haben wir erst auf dem Gebiete der Leibesübungen gelernt; eben hier, an manchen unerfreulichen und dunklen Praktiken des Berufssports, ließ sich auch lernen, daß nicht die Härte des Leistungskampfes die kameradschaftliche Verbundenheit hindert oder zerstört, sondern ganz andere Mächte, die mit fairem Sport und mit dem Kampf selbst innerlich gar nichts zu tun haben. Gerade darum hat es eben auch im Berufssport immer viel anständige, bewährte Kameradschaft gegeben. Daß auch der Leistungskampf alltäglichster Berufsarbeit, daß auch das Verhältnis von Führer und

Geführtem, Vorgesetztem und Untergebenen, ja nicht zuletzt auch die Beziehung von Erzieher und Zögling echte Kameradschaft gestattet, ja daß diese Kameradschaft sogar eine Forderung besserer Zukunft ist, haben wir — seien wir nur ehrlich — alle erst seit einigen Jahren gelernt . . . ob seit 1933 oder schon etwas früher, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen.

„Sich durchsetzen!" ist die Losung des Ich. „Sich einsetzen!" ist die neue Parole im Geiste des Wir. Die Tatsache, daß auch diese neue Parole — und sie sogar in erhöhtem Maße — Härte, Zähigkeit, Ehrgeiz, Leistung erfordert, läßt viele das Sich-Einsetzen noch immer mit dem Sich-Durchsetzen verwechseln, wenigstens soweit es die eigene, wertvolle und hochwichtige Person betrifft. Rücksichtslosigkeit wider die andern ist ja auch leichter als gegen sich selbst! Wer einige Tage auf deutschen Landstraßen unterwegs ist, kann von solchem rücksichtslosen „Einsatz" (zum eigenen Nutzen und zur eigenen Befriedigung des Rücksichtslosen) allerhand erzählen; und die Unfallstatistik spricht eine noch viel deutlichere Sprache. Wer einmal an einem Fahrkarten- oder an einem Postschalter warten und „Schlange stehen" mußte, wird von der Kameradschaftlichkeit mancher seiner Volksgenossen auch recht eigenartige Begriffe bekommen; übrigens nicht nur von ihrem Verständnis untereinander, auch von ihrer Auffassung von dem übermüdeten Schalterbeamten, der vielleicht gerade zum Schluß seines Tagesdienstes die meisten, die ungeduldigsten und die unvernünftigsten „Kunden abzufertigen" hat! (Denn „Dienst am Volksgenossen" statt Kundenabfertigung kann nur der mit Recht verlangen, der sich auch dem Beamten gegenüber wie ein Volksgenosse benimmt.) Und weil wir gerade vom Kunden reden: sollten nicht viele von uns auch ihr Verhalten gegen den Ladenverkäufer und besonders gegen die Verkäuferin gründlich verändern im Sinne des Wir? Dazu gehört, daß wir nicht erst eine Viertelstunde vor Geschäftsschluß einzukaufen anfangen, wenn wir den ganzen Tag Zeit dazu gehabt hätten; dazu gehört, daß wir bei jedem Einkauf wirklich wissen, was wir wollen, daß wir aber nicht im Tone einer beleidigten Seele Wünsche haben, die unerfüllbar oder zum mindesten unverschämt sind. Unverschämt und unkameradschaftlich im höchsten Grade ist es z. B., wenn jemand um seiner eigenen Faulheit und Gedankenlosigkeit willen und wegen einer Kleinigkeit den Verkäufer, den Schalterbeamten, den Auskunftsgeber und mit ihm die anderen kaufenden, wartenden, fragenden Volksgenossen aufhält. Zeit ist Geld, sagt ein englisches Sprichwort; es scheint manchmal, als hätte bei uns dieser oder jener (diese oder jene) sehr viel Zeit, um auf Kosten anderer Volksgenossen sich gehen zu lassen! Die Art besonders, wie sich Frauen oft gegen Frauen benehmen, und zwar, damit wir uns gleich richtig verstehen: sogenannte „gebildete" Frauen gegen solche, die ihnen als Hausgehilfinnen, Verkäuferinnen, Erzieherinnen ihrer Kinder wirtschaftlich ausgeliefert sind, ließe den „unparteiischen" Beobachter oft genug an aller freien Kameradschaft zwischen Volksgenossen, an allem Sozialismus verzweifeln. Indem er aber Partei nimmt für die Abhängigen und wirtschaftlich Schwachen gegen ihre unkameradschaftlichen Auftraggeberinnen, wird er auch schon gewahr, daß er sich hier im Grunde über Herrschaften von gestern ärgert, daß also zwar zu diesem Aerger und zur gerechten Empörung, aber zu keinerlei Verzweiflung Grund ist. Wo Menschen massenhaft zusammenströmen, werden sich die schwarzen Schafe immer besonders bemerkbar machen, die in der Selbsterziehung vom Ich zum Wir noch unter die ABC-Schützen zu rechnen sind oder die überhaupt noch gar nicht mit dieser Selbsterziehung angefangen haben.

Aber auch die unentwegtesten Ich-Süchtigen, die Rücksichtslosen um jeden Preis, haben heute keine ganz ungetrübte Freude mehr daran, sich durchzusetzen; ein Schwert hängt über ihnen, und in ihrer Rücksichtslosigkeit ist eine große Portion Nervosität. Denn sie müssen immerfort gewärtigen, daß „man" ringsherum gegen sie Stellung nimmt, selbst wenn ihnen weiter noch nichts geschieht. Und wer, gegen seine eigenen ichhaften Regungen und Feigheiten beharrlich ankämpfend, auf dem Wege vom Ich-Bewußtsein zum Wir-Bewußtsein bereits einige Schritte weiter vorwärtsgekommen ist, der wird vielleicht zu seiner Verwunderung bemerken, daß er sich immer wieder für Menschen interessiert, „die ihn eigentlich gar nichts angehen" und die ihm nicht einmal mit Titel oder Würde vorgestellt worden sind, ja (was viel mehr ist) von denen er ganz genau weiß, daß sie überhaupt keinen Titel und nur eine innerliche Würde haben. Es wird ihm z. B. begegnen, daß er eines Tages auf Kinder Rücksicht nimmt, von denen er bisher annahm, daß sie in allen Lebenslagen auf die großen Leute Rücksicht zu nehmen haben. Er wird dann vielleicht einem müden Kinde, das ihm seinen Platz anbietet, diesen Platz lassen, und er wird in einem Geschäfte ertragen lernen, daß ein Kind, das schon eher da war, vor ihm bedient wird. Und auf einmal wird er (oder sie!) etwas erstaunt bemerken, daß die meisten Menschen — eben die schon erwähnten Rückständigen ausgenommen — erheblich netter sind, als man es sich bisher gedacht hatte und daß sie unbedingt in der letzten Zeit wirklich netter, hilfsbereiter, entgegenkommender geworden sein müssen. Diese Erscheinung nennt man in der Physik Wechselwirkung. Und auch dies muß hier gesagt werden, bei aller gebührenden Selbsterkenntnis, wie viel uns noch zum Geiste wahrer Volksgemeinschaft fehlt: wir sind doch um ein erkleckliches Wegstück voran gekommen! Immer häufiger trifft man auf Beamten, die — selbstverständlich in den Grenzen ihrer Pflichten und Vorschriften — dem Volksgenossen freundschaftlich und dienstwillig entgegenkommen, auch wo sie es nicht „müssen"; immer häufiger trifft man, auch im ehedem als so zurückhaltend bekannten Norden, freundliche Auskunft und Hilfsbereitschaft für den Fremden, ein Scherzwort für den Ungeschickten, Rücksichtnahme auch in den „unbedeutenden" Dingen und für den Volksgenossen, der einen Rock zu billigerem Preise trägt. So breitet sich langsam — unter der Fahne des Nationalsozialismus — die „Demokratie des Herzens" wirklich über Deutschland aus. Die Erziehung vom Ich zum Wir ist unwiderruflich im Gange. Aber jeder von uns ist mitverantwortlich für das Tempo, das bei dieser Wandlung eingeschlagen wird.



Die dunkle Gasse

Aufnahme: Allonge



Von Edmund Fischer

Seit etwa einem Monat war mir Irmgard im Unterricht aufgefallen. Das Gesichtchen der Siebenjährigen war blaß. Die Augen machten einen müden Eindruck. Oft mußte sie schon in der ersten Unterrichtsstunde gähnen. Ueberdies zeugte ihr Wesen von Schreckhaftigkeit, und die Leistungen ließen im Gegensatz zu früher nach.

Ich bestellte deshalb einmal die Mutter in die Schule. Auf mein Befragen, ob sie einen Grund für das unbefriedigende Befinden und Verhalten und den Leistungsrückgang ihres Kindes wüßte, ob es etwa nicht zeitig genug schlafen gehe oder ob ihr sonst etwas an ihrer Tochter aufgefallen sei, erfuhr ich von der lebhaften jungen Frau folgendes:

Sie habe Irmgard wohl früher immer rechtzeitig zu Bett gebracht, und das Kind sei auch stets willig schlafen gegangen. Seit einigen Wochen sei hierin aber eine gründliche Aenderung eingetreten. Eines Abends — es war Spätherbst – habe es unter keinen Umständen zu Bett gehen wollen. Es wolle nicht allein im Schlafzimmer bleiben. Schließlich sei es nur durch das Versprechen zum Schlafengehen zu bewegen gewesen, daß sich die Mutter so lange mit ans Bett setzen wolle, bis es eingeschlafen sei. Da dieser Angstzustand auch die folgenden Tage angehalten habe und sie oder der Vater nicht immer Zeit gehabt hätten, mit im Schlafzimmer zu verweilen, sei es schließlich öfter vorgekommen, daß das Kind erst 1—2 Stunden später mit den Eltern schlafen gegangen sei. Manchmal hätten sie auch das Licht im Schlafzimmer brennen lassen. Wiederholt sei Irmgard aber nachts aus dem Schlafe emporgeschreckt, hätte sie gerufen und ausgesagt, es wäre ein Mann im Schlafzimmer, der wolle ihr etwas tun. Früh wäre sie nach solchen unruhig verbrachten Nächten vor Müdigkeit immer kaum aus dem Bett zu bringen. — Soweit der Bericht der besorgten Mutter.

Da dieser Sachverhalt nicht vereinzelt dasteht, sondern auch viele andere Eltern erfahren mußten, daß ihr Junge oder ihr Mädel — es handelt sich fast stets um jüngere Kinder — auf einmal nicht mehr allein im dunklen Zimmer bleiben wollten oder sich vor einem Gang in den Keller fürchteten, halte ich es für angebracht, einmal nach den Ursachen solcher kindlichen Angstzustände und Schreckhaftigkeit, die in besonders schlimmen Fällen die Gesundheit der Kinder untergraben können, zu forschen.

Vielleicht sind die Eltern selbst daran schuld. Sie drohen mit dem „schwarzen Mann", mit dem Teufel oder mit ähnlichen Schreckfiguren, um das Kind zum Gehorsam zu veranlassen, drohen, daß es von jenen in ein finsteres Loch gesteckt werde. Dadurch lenken sie die an sich lebhafte Einbildungskraft des Kleinkindes in eine Richtung, die bei besonders hierfür empfänglichen Kindern zu jener Schreckhaftigkeit führt, die sie Angst vor der Dunkelheit empfinden läßt und selbst im trauten Schlafzimmer oder im Keller, auf dem Dachboden oder in Schuppen des elterlichen Grundstückes wirksam ist.

Das häufig anzutreffende nächtliche Aufschrecken aus dem Schlaf deutet darauf hin, daß manche Kinder unter Angst- und Schreckträumen leiden und daß in diesen Fällen die angsterfüllten Traumerlebnisse die unmittelbare Ursache der Angst vor dem Alleinsein im Schlafzimmer sind.

Den größten Umfang der Angstträume nehmen die sogenannten „Verfolgungsträume" ein. Verfolgte Person ist stets das träumende Kind. Verfolger können Menschen (besonders alte Männer, Handwerksburschen oder Menschenfresser und Hexen), Tiere (vor allem der Wolf), ja sogar tote Gegenstände (wie z. B. die Straßenbahn, die Dampfwalze) sein. Erzieherisch aufschlußreich ist ferner die Tatsache, daß sich diese Traumerlebnisse vielfach im Dunkeln, im finsteren Wald, in winkligen Gassen und am Abend abspielen. So träumte, um nur ein Beispiel anzuführen, die zehnjährige Lotte, sie sei mit ihrer Base in den Wald gegangen, und da sei ein Wagen mit Menschenfressern gekommen. Die wollten sie fressen, sie seien fortgelaufen, aber die Menschenfresser wären immer hinterhergekommen und hätten sie dann gefressen. Vielfach erleben die Kinder in solchen Träumen auch, daß sie fliehen oder schreien wollen, aber nicht die Kraft dazu aufbringen. Sehr häufig und stark unlustbetont sind auch die „Fallträume". Das träumende Kind stürzt von einem Berg, fällt ins Wasser, geht über eine gerade einstürzende Brücke oder rutscht beim Aufspringen auf einen fahrenden Zug vom Trittbrett und kann sich nur

mit Mühe oder nicht mehr festhalten. Andere Angst- und Schrecktraummotive sind das Umherirren in fremden Häusern oder Gassen oder das Verweilen in brennenden Gebäuden.

Besonders gefährlich für den Verlauf der seelischen Entwicklung des Kindes können solche Angst-, und Schreckträume namentlich deshalb werden, weil gerade die von Angst oder Schrecken begleiteten Wacherlebnisse meist unter Uebersteigerungstendenzen, d. h. vergröbert und hinsichtlich der Wirkungen verstärkt, in den Traum eingehen und weil das Kind zumeist viel eindringlicher träumt als der Erwachsene. Die Lebhaftigkeit des Träumens ist so groß, daß das Kind häufig seine Traumerlebnisse für Wachgeschehnisse hält, daß es also von manchen Ereignissen gar nicht weiß, ob es sie wirklich erlebt oder nur geträumt hat, und sich erst durch den Augenschein vergewissern muß. So träumte ein 11jähriges Mädchen, es hätte Geburtstag, alle wären gekommen, es zu beglückwünschen. Alle hätten Schokolade gebracht. Ein ganzer Berg Tafeln hätte auf dem Tisch gelegen. Aber als es hineinbeißen wollte, wären alle Tafeln so hart gewesen, daß es sich alle Zähne ausgebissen habe. Das Kind hat nun wörtlich weiter niedergeschrieben: „Als ich erwachte, war das erste, daß ich nachschaute, ob ich meine Zähne noch hatte. Gott sei Dank, sie waren noch da!" Ein anderes Kind träumte, es habe eine Puppe bekommen. Früh habe es die Puppe überall gesucht, aber nicht gefunden. Hierher gehört auch der Fall, daß die Eltern in der Nacht durch Hilferufe ihres 8jährigen Jungen aufgeweckt werden. Auf Befragen erklärt dieser, daß ein Mann im Zimmer sei und ihm etwas tun wolle. Erst nachdem die Eltern vor den Augen des Kindes das Zimmer gründlich untersucht hatten, konnten sie es davon überzeugen, daß es nur geträumt habe.

Die Ursachen der häufigen Angst- und Schreckträume im Kindesalter sind teils körperlicher, teils seelischer Natur. Sinnesreize wie Geräusche, Lichtreize, Magendrücken, Verdauungsstörungen, Blasendruck u. ä. sowie eine ungünstige Schlaflage (über den Kopf erhobene Arme, „eingeschlafene" Glieder infolge gehemmten Blutkreislaufes) können traumauslösend wirken. Seelische Traumursachen sind stark gefühlsbetonte Tagesereignisse besonders schreckhafter Art und das Anhören oder Lesen von Geschichten, die durch ihren besonders abenteuerlichen und gruseligen Inhalt die Phantasie des Kindes allzu nachdrücklich anregen und seine Einbildungskraft auf furchterregende Vorstellungen hinlenken. Auch Drohungen mit dem schwarzen Mann und anderen Popanzen können bei ängstlichen Kleinkindern der Anlaß zu entsprechenden wiederholt auftretenden Schreckträumen sein. Schließlich vermögen ernsthafte oder eingebildete Befürchtungen, Feindschaften und sich auf Personen, Tiere oder Gegenstände erstreckende Abneigungen Angstträume zur Folge haben. So träumte ein 14jähriges, kurz vorher am Blinddarm operiertes Mädchen drei Nächte hintereinander, daß es beim Spiel einen großen Sprung getan hätte und daß dabei die Wunde wieder aufgeplatzt sei, so daß es aufs neue ins Krankenhaus mußte.

Die Kenntnis der möglichen oder tatsächlichen Ursachen der im Kindesalter so häufigen Angsttraumerlebnisse gestattet uns auch einige Hinweise auf Maßnahmen, die die Zahl solcher Träume herabzudrücken und deren nicht ungefährliche Auswirkungen auf die Kindesseele zu vermeiden vermögen.

Zunächst müssen die Eltern dafür sorgen, daß das Schlafzimmer das ruhigste Zimmer der Wohnung ist. Ferner sollten sie gegen die etwaige Angewohnheit des Kindes, während des Schlafes die Hände über den Kopf zu legen, einschreiten. Auf den Abendbrottisch gehören keine schwerverdaulichen Nahrungsmittel! Nach dem Abendessen muß das Kind mindestens noch eine Stunde Zeit bis zum Schlafengehen haben, damit es nicht mit vollem Magen zu Bett geht. Eine regelmäßige Schlafenszeit trägt dazu bei, daß es zur gewohnten Stunde richtig müde wird und deshalb sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf versinkt. Kurz vor dem Schlafengehen dürfen jüngere Kinder nicht irgendwo herumtoben, Schularbeiten machen oder aufregende Geschichten lesen. Auch Gruselmärchen darf man ihnen nicht erzählen oder sie Spukgeschichten mit anhören lassen. Wenn aber ein Kind doch einmal durch einen besonders lebhaften Traum in Angst versetzt worden ist oder sich aus irgendwelchen nicht sofort erkennbaren Ursachen schreckhaft zeigt, dürfen die Eltern es nicht wegen seiner — ihnen unsinnig erscheinenden — Angst auslachen oder ausschimpfen, sondern sie müssen auf seine Angstvorstellungen eingehen, ihm durch Augenschein und in verständigen Auseinandersetzungen beweisen, daß seine Angst unbegründet ist, und so allmählich, aber um so nachhaltiger seine Befürchtungen zerstreuen. Dann wird es sich bald auch nicht mehr fürchten und sich weigern, allein schlafen oder in den dunklen Keller zu gehen. Unbefangen und furchtlos wird es dann wieder sein, wie wir es von einem gesunden Jungen oder Mädchen erwarten.





Mein Vater war Lehrer in einem kleinen märkischen Dorfe. Obwohl ihn schon über dreißig Jahre der grüne Rasen deckt, lebt sein Andenken noch heute in dieser kleinen Gemeinde und ihrer Umgebung. Weniger deswegen, weil er ein guter Lehrer und Erzieher war, sondern wegen seines fanatischen Kampfes gegen den landläufigen Aberglauben. Als Kinder waren wir bisweilen in unserm eigenen Hause Zeuge seiner Bekehrungsversuche; denn unsere Kindermuhme, die alte Mutter Pietzner, die glaubte noch steif und fest an den „bösen Blick", an Hexen und an die Geheimnisse der Walpurgisnacht. Sie hatte noch selber den „feurigen Drachen" gesehen und die segenbringende Existenz des Kobolds war für sie eine Selbstverständlichkeit. Da gab es oft lustige Wortgefechte, aus denen zu unserer Freude — denn wir liebten die alte Frau mit ihren tausend Geheimnissen abgöttisch — der Vater nicht immer als „Sieger" hervorging.

Eines Tages schien auch der Vater seinen starren Standpunkt gegen die „Unter- und Ueberirdischen" aufgeben zu wollen. Ob denn der Kobold, der doch ein wahrer Tausendsassa zu sein schiene, auch Hefte korrigieren könne, wollte er von der Mutter Pietzner wissen. Wenn ja, dann wolle er gerne auch an den Kobold glauben und sich darum bemühen, einen ins Schulhaus zu locken und es ihm dort so angenehm wie möglich zu machen.

Ich weiß heute nicht mehr, wie Pietzners Mutter sich damals aus der Affäre zog. Sicher ist, daß ihm auch in der Zukunft kein Kobold die Arbeit des Heftekorrigierens abgenommen hat; wir haben unsern Vater noch oft über diese Arbeit, um derentwillen er geneigt war, einen Teil seiner besseren Erkenntnis zu

opfern, seufzen hören. Weniger über die Arbeit an sich und ihre Einförmigkeit, auch nicht darüber, daß die schriftlichen Arbeiten der Kinder damals schon wie heute dem Lehrer mit erschreckender Deutlichkeit den oft so kümmerlichen „Erfolg" seines unterrichtlichen Bemühens zeigten — was ihn bedrückte, das war die Notwendigkeit, bei aller äußeren und inneren Gleichheit der Kinderarbeiten individuell, und das heißt „gerecht" zensieren zu müssen.

Gerecht zu zensieren – das ist auch heute noch eine Lehrernot, und sie wird es bleiben, solange die Schulen ihren Zöglingen das Maß der erreichten Kenntnisse und Fertigkeiten zu bescheinigen verpflichtet sind.

Denn, daß seine Zensuren gerecht seien, das fordern jeder Vater und jede Mutter von dem Lehrer ihres Kindes; das fordert aber auch beim etwaigen Schulwechsel die neue Schule. Gerechte Zensuren, d. h. eine ungeschminkte Beurteilung der Leistungen fordern auch die Berufsberatungsstellen und die künftigen Lehrherrn des Schülers oder der Schülerin im Hinblick auf deren Berufswahl und Berufseignung.

Gerechte Zeugnisse — gerechte Beurteilung! Es wird dem Leser, der diesen Fragenkomplex durchdenkt, vielleicht begreiflich, daß manche Lehrer die Sitte des Zeugnisgebens abgeschafft sehen möchten. Nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus ihrer inneren Einstellung zu der Bedeutung dieser Frage, die geradezu einer Gewissensnot gleichkommt. Denn es liegt doch eine Riesenverantwortung in der Tatsache, einen Menschen — und sei es auch „nur ein Kind" (!) — beurteilen zu müssen und dabei zu wissen, daß durch diese Beurteilung ein Menschenschicksal — man denke an das Abgangszeugnis, das Wege öffnet oder verschließt! — gesteuert und entscheidend beeinflußt werden kann. Die Aufgabe des Lehrers kommt hier der des Richters

Nicht immer wird diese Aufgabe des Lehrers von Außenstehenden in ihrer Größe und Bedeutung erkannt. Häufig deckt sich die Meinung der Eltern mit der des an sich selber unkritischen Schülers, der das Zeugnis als den Ausfluß einer Stimmung oder Laune des Lehrers betrachtet; der sich in der guten Note selbstgefällig spiegelt, in der schlechten jedoch ungerecht beurteilt glaubt. Auch die Anschauung, der Lehrer habe es in der Hand, bessere Noten zu erteilen, als sie der Schüler verdient, ist weit verbreitet. Sie verdichtet sich dann und wann zu dem Ansinnen an den Lehrer, ein Zeugnis zu ändern. Die Bitte um ein recht gutes Abgangszeugnis, ganz zu schweigen von dem Feilschen um die Empfehlung des Grundschullehrers zwecks Aufnahme eines Schülers in eine höhere Schule sind ein weiterer Beweis dafür, daß viele Eltern sich über den Sinn des Zeugnisses und über die Verantwortung des Zeugnis erteilenden Lehrer nicht die richtige Vorstellung machen.

Schulzeugnisse dienen einem sachlichen Zweck und verfolgen ein erzieherisches Ziel. Sachlich gesehen sind sie die Ergebnisse von Leistungsmessungen. Als solche bedeuten sie ein nüchternes Urteil über den Grad der in den einzelnen Fächern erreichten Leistungshöhe. Mit der Abgabe dieses Urteils verbindet die Schule aber einen erzieherischen Zweck: die Zeugnisnote soll den Schüler — und vielleicht auch seine Eltern! — warnen und wachrütteln, aber auch ermuntern und selbstsicher machen. Und hierin liegt ihre höhere Aufgabe. Hierin liegt aber auch die Schwierigkeit, „gerecht" zu urteilen. Das sachliche Ergebnis der Leistungsmessung muß um der Gerechtigkeit willen mit der individuellen Veranlagung des zu beurteilenden Kindes in Einklang gebracht werden, d. h. Begabung und Fleiß müssen mit in die Note einkalkuliert werden. Jedoch nun nicht wieder so, daß, sachlich gesehen, von einem Fehlurteil gesprochen werden kann.



Hallo, ihr Knaben hört mich an: ich wünsch mir einen Ehemann!



Auf Suche gehn ist wohl fatal, doch warum soll man nicht einmal!?



Denn erstens bin ich kerngesund und obendrein noch kugelrund.

Es ist deshalb eine irrige Meinung, wenn behauptet wird, der Lehrer gebe Zeugnisse aus dem Handgelenk und nach Stimmung und Laune. Richtig wäre von einem Ringen um die „Urteilsfindung" zu sprechen. —

Schulzeugnisse werden nicht von dem einzelnen Lehrer, sondern von der Schule gegeben. Diese Tatsache, die nach außen hin durch die Unterschrift des Schulleiters dokumentiert wird, gibt dem einzelnen Lehrer nicht die Möglichkeit, sich hinter der Anonymität der Gesamtschule zu verbergen; im Gegenteil, seine Verantwortung für den Einzelfall wird dadurch nur erweitert.

Die Gründe für die Gepflogenheit, die Schulzeugnisse durch die Schule (und d. i. in diesem Falle ihr gesamter Lehrkörper) auszustellen, liegen auf der Hand. Bekanntermaßen werden ja auf den Zeugnissen nicht nur die Leistungen in den einzelnen Fächern gewertet — das tut unter eigener Verantwortung selbstverständlich der Fachlehrer —, sondern das Zeugnis soll auch über das Betragen, den Fleiß, die Aufmerksamkeit, die Ordnung u. a. Auskunft geben. Auf Grund der Bestimmungen des Reichserziehungsministers über die „Schülerauslese an den höheren Schulen" soll das Uebergangszeugnis des Grundschülers sogar „eine allgemeine Beurteilung des körperlichen, charakterlichen und geistigen Strebens und Gesamterfolges" enthalten. Diese Persönlichkeitsbewertung kann nur Anspruch auf möglichste Objektivität erheben, wenn die das Ergebnis von Einzelbeobachtungen und Einzelbeurteilungen ist. Gewiß — der erfahrene Erzieher wird in den meisten Fällen von sich aus ein gültiges Urteil zu fällen imstande sein. Aber gerade der erfahrene Erzieher wird, wissend wie verschieden sich ein Kind gegenüber den verschiedenen Erziehern gibt, gern das eigene Urteil bestätigt, ergänzt oder gar korrigiert sehen. Und so sind denn die von allen Schülern so gefürchteten „Zensurenkonferenzen" nicht, wie man häufig die Meinung hört, ein grausames Tribunal, in dem „kalt lächelnd" über Lob und Tadel, über „versetzt" oder „nicht versetzt" oder gar über das Berufsschicksal entschieden wird, sondern in ihnen bemühen sich ernste verantwortungsbewußte Erzieher um eine ebenso menschliche wie gerechte Beurteilung der Schülerpersönlichkeiten. Und gerade den Schwachen, vielleicht dann und wann einmal Gestrauchelten, entstehen in diesen Konferenzen leidenschaftliche Anwälte, die mit geradezu väterlicher Besorgtheit „Entlastungsmaterial" herbeitragen, um das Urteil milder und zukunftsfroher zu gestalten. —

Die Beurteilung der körperlichen Veranlagung seines Schülers wird dem Lehrer an Hand seiner Beobachtungen auf dem Turn- und Spielplatz nicht schwer fallen. Größere Schwierigkeiten wird ihm die Aufzeichnung eines wahrheitsgetreuen Charakterbildes bereiten. Die Schmeichler und Streber, die Angeber und Augendiener wird der erfahrene Pädagoge bald erkennen. Um aber hinter das wahre Wesen eines Jugendlichen zu kommen, dazu gehören fortgesetzte unauffällige Beobachtungen und oft auch die Gabe, Wesensäußerungen des Schülers richtig zu deuten. Sein Verhalten in Gefahr, sein Verhalten bei Klassenstreichen, sein Verhalten gegenüber dem Einzelnen und der Gemeinschaft formen sich im Blickfeld des erfahrenen Erziehers zu einem Gesamtbild des Schülers, das Anspruch auf einen hohen Grad von Wahrheitstreue hat.

Verhältnismäßig leichter ist es, die Intelligenzhöhe eines Schülers zu beurteilen. In den meisten Fällen kann hier schon der Lehrer auf Grund seiner Erfahrungen sichere Urteile abgeben. Die Leistungen eines Schülers, seine Beteiligung am Klassenunterricht, sein Denkvermögen lassen den Lehrer gar bald



Bin zweitens neckisch und poussierlich,
kann schüchtern tun und auch sehr zierlich.



Hab drittens Charm in meinem Blick –
Drum Mut, ihr Knaben, sucht das Glück!



Aufnahmen ... Ewald ...

Klatsch in die Händchen – eins, zwei, drei –
Na, meine Herrn, wer ist so frei?

wissen, wie es geistig um seinen Zögling bestellt ist. Von Zeit zu Zeit aber, bei besonderen Anlässen, wenn etwa eine Versetzung in Frage oder der Uebergang auf eine höhere Schule vor der Tür steht, werden in manchen Schulen besondere Leistungsprüfungen, „Tests" genannt, durchgeführt. Da werden dem Kinde Aufgaben gestellt, die weniger an sein angelerntes Wissen als an sein Denken, an seine „Pfiffigkeit" Anforderungen stellen. Aus der Art, wie es mit diesen vorgedruckten und sorgsam ausgedachten und durchprobierten Aufgaben in den ihm zur Verfügung stehenden Minuten fertig wird, wird seine Intelligenzhöhe, und d. i. sein geistiges Können (seine Pfiffigkeit) nach Prozentzahlen errechnet.

Auf unserm Bild sind die Leistungen von vier Schülern — A, B, C, D — als Kurve oder Profil dargestellt. Sechs Tests — 1—6 — waren zu bearbeiten. Schüler A erreichte bei Test 1 eine Prozentzahl von etwa 72, bei Test 2 von etwa 78, bei Test 3 von etwa 65, bei Test 4 von etwa 85, bei Test 5 von etwa 72 und bei Test 6 von etwa 65. Was sieht der Lehrer aus diesem Bild? Er sieht: Die Leistungshöhe des Schülers A liegt über dem Durchschnitt, der bei 50 liegt. Er sieht, da die Tests 3 und 6 in erster Linie rechnerisches Denken verlangen (die andern sind Deutsch-Tests!), daß des Schülers Fähigkeit im Rechnen zwar noch mehr als genügend ist, daß seine „Stärke" aber auf dem Gebiete des Deutschen liegt. Umgekehrt ist es mit dem Schüler C: ein guter Rechner, aber ein „Schwachmatikus" in den andern Fächern. Die Testlinie des Schülers B hat eine fallende Tendenz. Sie verrät dem Lehrer, daß dieser Schüler bei durchschnittlicher Intelligenz schnell ermüdet, oder daß seine Konzentralisationsfähigkeit (Aufmerksamkeit) rasch nachläßt. Ganz bös sieht es um den Schüler D aus, seine Leistungen liegen hoffnungslos unter dem Durchschnitt.

★

Vielleicht, daß ein oder der andere Leser sagt: Wieviel Aufwand um eine Zensur! Vielleicht aber auch, daß vielen Lesern ein Ahnen aufgeht von der Vielgestaltigkeit ernster Lehrerarbeit. Hier war nur von dem Thema „Zeugnisse" die Rede. Und solcher Themen gibt es viele . . .

Johannes Otto

Aufnahmen: Agfa-Bildarchiv, Atlantic-Photo



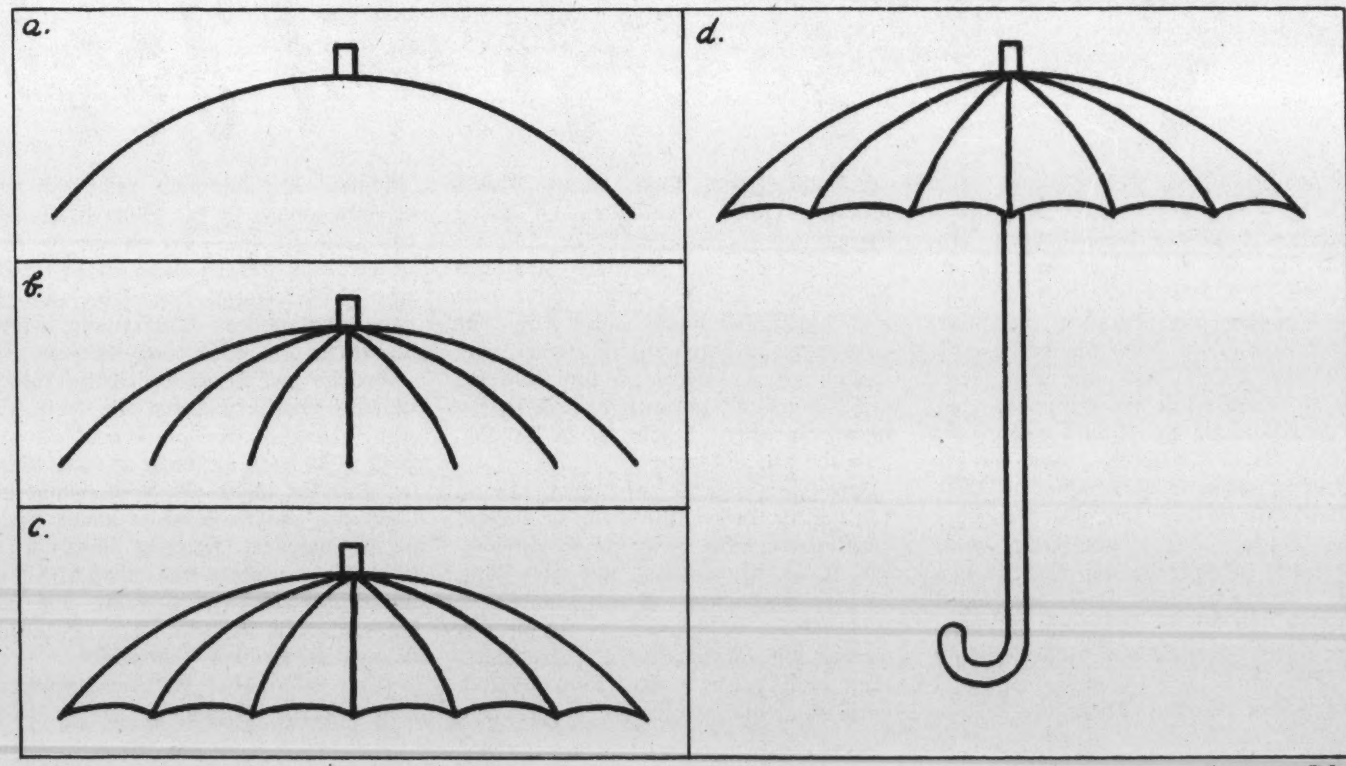


Wieder einmal nehmen wir Bleistift und Papier und beginnen zu erzählen: „Es war einmal ein schöner runder Berg" (dabei zeichnet man die runde Berglinie wie in Feld a). „Oben in der Mitte stand ein Aussichtsturm" (man fügt die kleine Turmsilhouette hinzu wie in Feld a). „Auf diesen Turm stieg einmal eine Gesellschaft von sieben lustigen jungen Mädchen. Sie waren von der anderen Seite des Berges heraufgekommen, und als sie nun nach unserer Seite zu herunterschauten, da merkten sie, daß sich unten am Fuße des Berges ein großer Sportplatz hindehnte. Da nun die sieben Mädchen gute Ballspielerinnen waren und deshalb zwei schöne, große Bälle mit sich führten, beschlossen sie, sofort hinunterzueilen und auf dem Sportplatz ihr Lieblingsspiel zu üben.

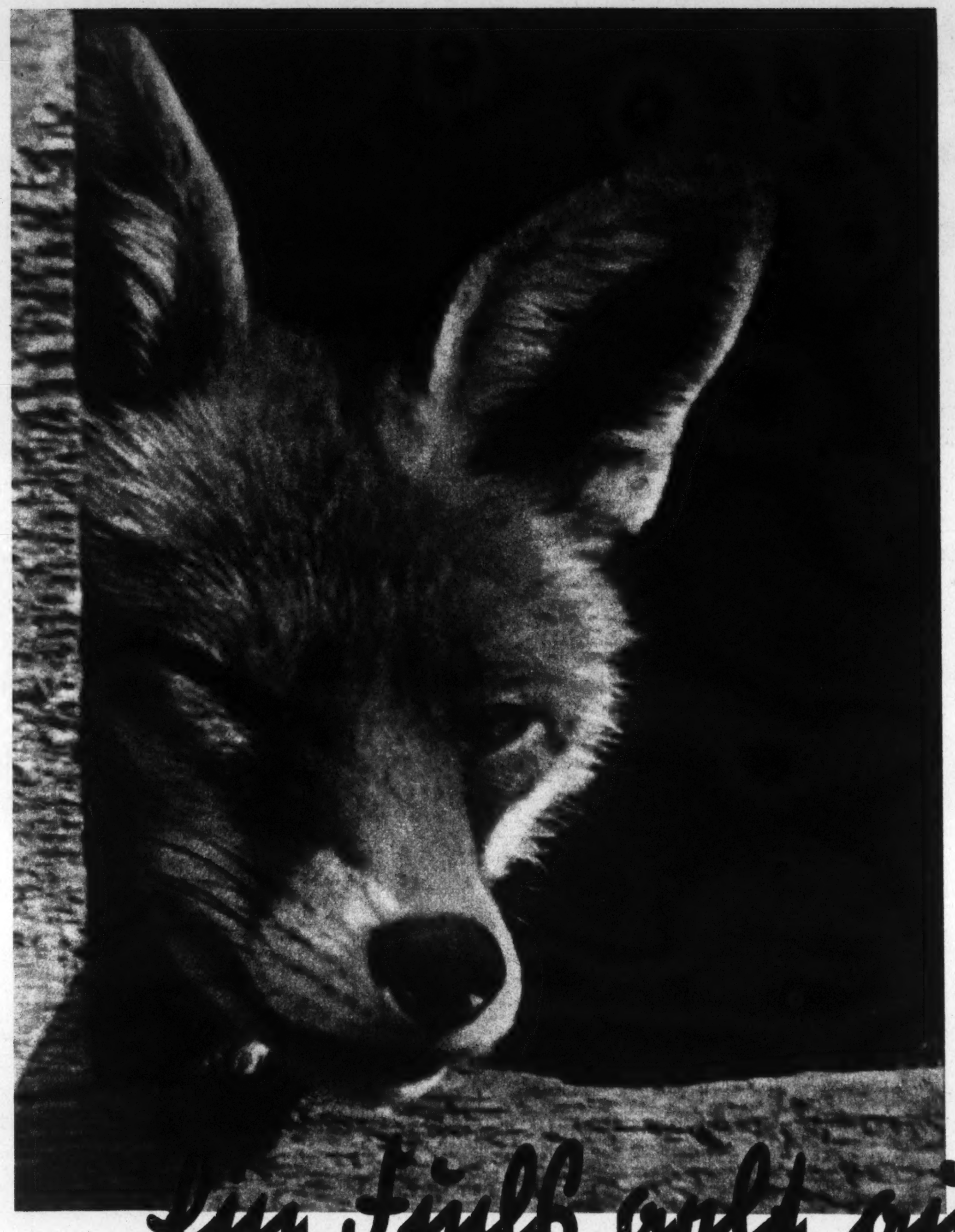
„Die erste lief also hier hinunter" (man fährt mit dem Stift die linke Berglinienhälfte nach) „und stellte sich unten auf. Die zweite sprang hier den Berg hinab" (man zeichnet die zweite nach unten führende Linie von links aus, siehe Feld b), „die dritte hier" (die dritte Linie wird gezeichnet). „Das vierte Mädchen aber lief genau in der Mitte des Berges hinunter" (die Mittellinie wird ausgeführt) „und stellte sich wie die anderen auf dem Sportplatz auf. Nun kamen auch noch das fünfte, das sechste und das siebente Mädel vom Berge herunter" (siehe die Linien in Feld b), „und so konnte das Spiel beginnen. Das bestand aber darin, daß sich das Mädchen, das in der Mitte stand, von rechts und links her je einen großen Ball zuwerfen ließ. Da sie sehr geschickt war, so fing sie jeden mit einer Hand auf. Das war ihr besonderes Kunststück, das ihr bisher immer geglückt war oder wenigstens recht oft.

Also begannen die Mädchen zu werfen. Nr. 1 warf den einen Ball Nr. 2 zu" (man führt den ersten Bogen, siehe Feld c, aus), „Nr. 2 schickte ihn weiter an Nr. 3" (siehe Feld c). „Ebenso hatte Nr. 7" (ganz rechts) „den anderen Ball zu Nr. 6 geworfen" (der betreffende Bogen wird ausgeführt) „und Nr. 6 ihn an Nr. 5 weitergegeben" (auch dieser Bogen wird schnell gezeichnet). „Als nun aber Nr. 3 den ersten Ball und Nr. 5 den zweiten Ball der mittleren Spielerin Nr. 4 zuschickten" (die beiden letzten Bögen werden ausgeführt), „da versagte die sonst so geschickte Kameradin — vielleicht weil sie müde vom Bergsteigen war — und ließ diesmal die beiden Bälle fallen, so daß sie nebeneinander den ganzen Sportplatz entlang rollten" (man führt, siehe Feld d, die beiden nach unten gehenden Parallelen aus). „Zuletzt rollten sie noch eine kleine Wendung nach links und stießen dann zusammen" (siehe Feld d).

„Und als sie zusammenstießen, da war aus der ganzen Geschichte ein großer Regenschirm geworden. Der kam den Mädchen wie gerufen, denn eben fing es an zu tröpfeln und bald tüchtig zu regnen, und da konnten sie nun alle sieben unter dem großen Schirm trocken und geborgen nach Hause spazieren!"



1 Aufnahme Rondophot
5 Aufnahmen Fischer



Erich Kloß:

Ein Fuchs geht auf Jagd

Noch steht die Sonne über dem Walde. Sie überschüttet mit ihrem goldenen Licht die dunkelgrünen Kronen und läßt die hohen Stämme erglühen. Am Waldrande aber, zwischen den Kräutern und Büschen, im Unterholze, verblassen schon die hellen Farben des Tages, und wie ein zarter Hauch kündigt sich die Dämmerung an.

Noch sind die Tiere, die das Licht des Tages lieben, hellwach. Hoch in den Wipfeln wispern Goldhähnchen, Meisen hängen in den Zweigen, der graue Baumläufer, der Mausspecht, zuckt ruckweise in Spiralen den Stamm hinauf. Unaufhörlich pfeift der bunte Kleiber, ein Buntspecht hackt an einem morschen Stumpf, im Ellerndickicht trillert der Zaunkönig, und eine Amsel sitzt in der höchsten Spitze ihres Konzertbaumes und singt ihren Abendchoral. Eine friedvolle, andächtige Stimmung erfüllt den Wald.

Da zerreißt ein gellendes Kreischen die Stille. Rätsch, rätsch, rätsch! Wie ein Alarmschuß wirkt dieser Ruf. Er verdoppelt, verdreifacht sich. Drei, vier Eichelhäher haben die Füchsin entdeckt, die sich geduckt zwischen den Kräutern hindurchwindet. Rätsch! da ist sie! Da, seht ihr den Schleicher?

Die Füchsin zuckt zusammen, als sie das heisere Gekreisch der ihr verhaßten Vögel hört. Sie weiß, sie ist entdeckt, der Wald ist gewarnt, und die Jagd ist hier verdorben. Einen Augenblick verhofft sie, unschlüssig, wohin sie sich wenden soll. Denn hier ist ihres Bleibens nicht mehr. Ein ganzes Stück verfolgen die empörten Vögel die Füchsin. Die bummelt gemütlich weiter, als gingen sie die Schreihälse nicht das geringste an. Nur ab und zu wirft sie den Ruhestörern einen schiefen Blick zu. Wohlweislich halten die sich alle in respektvoller Entfernung, sonst würde sie sich gern einen schnappen!

Endlich hat sie wieder Ruhe, endlich ist alles wieder still um sie. Sie will zum Kleeacker, der an den Waldrand stößt. In dem wimmelt es von Mäusen, und die lassen sich noch immer am leichtesten fangen. Und es macht Spaß, sie in schnellem, sicherem Sprunge zu haschen. Langsam und vorsichtig und immer gedeckt durch Gekräut und Gebüsch schleicht sie vor. Der Waldrand ist doch ihr liebstes Jagdgebiet.

Weit vorn hört sie etwas scharren und murksen. Sicher ist es ein Eich-

hörnchen. Wird es gelingen, den gewandten Springer zu überlisten? Er ist gar zu flink, und im Nu klebt er am Stamme.

Ganz niedrig wird die Füchsin. Starr sind ihre Seher nach vorn gerichtet. Noch kann sie die Beute nicht sehen, doch die Erfahrung sagt ihr genug. Immer deutlicher vernimmt sie jeden Schritt des kleinen Rotrocks, das Raspeln seiner Zähne. Er sitzt wohl gerade beim Abendbrot? Nur noch ein paar Büsche trennen die Füchsin von ihrer Beute. Vorsicht, Vorsicht, damit ja kein Zweiglein knickt! Sofort wäre das Hörnchen gewarnt! Sie setzt den rechten Vorderlauf vor, zieht den linken nach, wieder, schiebt sich zwischen Halmen hindurch, geht einem trockenen Ast aus dem Wege, ist nur noch durch einen einzigen Busch von dem kleinen Roten getrennt; nur drei, vier Sätze noch...

Ganz sicher fühlt sich das Hörnchen. Es sitzt auf dem Boden, dicht neben einer Altkiefer, und hält einen Zapfen zwischen den Pfoten, den es zerpflückt, um zu den nahrhaften Samen zu gelangen. Noch immer ahnt es nicht die Nähe seines Todfeindes. Der lauert, daß ihm das Tierchen einen Augenblick den Rücken zuwende, und starr sind seine Seher auf das Hörnchen gerichtet, das noch immer seinen Zapfen zwischen den





zierlichen Fingern dreht. Jetzt wirft es ihn weg, sitzt unschlüssig, wendet sich zum Stamm. Will es sich einen neuen Zapfen herunterholen?

Da weiß die Füchsin, es ist keine Zeit zu verlieren! Wie ein roter Blitz schießt sie vor, in weiten Sätzen.

Das Eichhörnchen ist starr vor Schreck. Doch einen Augenblick nur. Satz — Sprung! Es klebt am Stamme. Doch auch der Fuchs ist schon da. Er springt ihm nach. Hat er es?

Ja! Nein, doch nicht! Gerade als er zupacken will, schnellt das Hörnchen seinen Schwanz hoch und ist gerettet! Jetzt sitzt es auf einem unerreichbaren Aststummel, in höchster Erregung, noch immer zitternd vor Angst. Doch nun richtet es sich hoch auf und wirft seinem Feind eine Flut Schimpfwörter an den Kopf: Puch puch krrr krrr puch puch wuppwupp!

Die Füchsin aber kümmert sich nicht um sein Schelten. Ganz harmlos tut sie, als wäre nichts vorgefallen, und schnürt weiter.





Da trägt ihr ein Lufthauch den Duft von Hasenbraten zu. Einen Mümmelmann fangen, das wäre ein Happen für die hungernden Kleinen im Bau! Eilig trollt sie näher. Immer stärker wird die Hasenwitterung. Jetzt sieht sie die beiden Krummen. Fünfzehn, zwanzig Gänge vom Waldrand entfernt sitzen sie im Klee. Nur ihre Löffel sind zu sehen, die sie hin und her drehen, um jedes verdächtige Geräusch aufzufangen. Ab und zu erheben sie sich und machen Männchen. Sie wissen, es ist Schonzeit jetzt. Vor dem Jäger sind sie sicher, aber der Fuchs taucht in der Abenddämmerung oft genug überraschend auf.

Die Füchsin überlegt. Sie weiß, es ist nicht leicht, einen alten Hasen zu fangen. Ja, wenn es unerfahrene Junghasen wären! Immerhin will sie es versuchen; manchmal glückt's!

Tief geduckt kommt sie in der Ackerfurche näher. Der Wind steht gut. Wenn die Löffelmänner nur nicht ein so fabelhaft feines Gehör hätten! Wie ihre Löffel spielen! Keinen Augenblick sind sie unaufmerksam. Noch zwölf, zehn, acht Gänge ist sie von ihnen entfernt. Da zucken sie hoch und werden zum Pfahl. Hat sie ein verdächtiger Laut gewarnt? Schnell will sich die Füchsin niederducken — da haben die beiden die hastige Bewegung erspäht! Sofort wissen sie, welche Gefahr ihnen droht. Doch sie wissen auch, daß ein gesunder alter Hase alle Füchse der Welt weit hinter sich läßt, wenn er um sein Leben läuft! Unruhig rücken sie hin und her, ducken sich nieder, machen Männchen, werden immer wieder zum Pfahl, beobachten jede Bewegung des Fuchses.

Der weiß nur zu gut, daß jetzt alle Mühe vergebens ist, und harmlos und unbekümmert, als wäre ein Hase für ihn überhaupt nicht da, schnürt er weiter. Auch die Hasen beruhigen sich bald wieder. Sie denken gar nicht daran, den Kleeschlag zu verlassen!

— — — — — —

Hundert Schritte weiter steht eine Ricke, eine Rehmutter, am Waldrande und lauscht und windet auf die Wiese hinaus. Alles scheint sicher; da guckt sie sich um und lockt. Mit federndem Sprunge ist das Kitzlein ihr zur Seite, und schnell ziehen sie mitten in die Wiese hinein.

Ruhig äst die Alte. Ihres Kindes aber bemächtigt sich eine unbändige Lebensfreude. In lustigen Kreuz- und Quersprüngen jagt es um die Mutter, bleibt plötzlich stehen, beschnuppert eine

Blüte, sieht einem dicken Käfer nach, der ihm dicht am Näschen vorüberburrt. Und nun duckt es sich nieder und guckt die Mutter mit erwartungsvoll bittenden Augen an: komm, spiel mit mir! Doch die Alte läßt sich nicht stören. Ab und zu sichert sie nach allen Seiten, und ihre Lauscher spielen. Da tritt das Kleine unter ihren Leib. Jetzt steht es zwischen ihren Vorderläufen. Und nun wirft es sich im Gras auf den Rücken und wälzt sich vor Lust . .

Keinen Augenblick läßt die Ricke ihr Kind aus den Augen. Immer fühlt sie seine unmittelbare Nähe, und sie ist glücklich, daß es bei ihr sicher ist.

Da wirft sie plötzlich auf und blickt gespannt zum Waldrand hin. Sie hat den Fuchs entdeckt, der tief geduckt näherkommt. Gleich geht sie im Stechschritt auf ihn los. Böö böö! schilt sie in höchster Erregung, daß es weit über die Felder hallt. Böö böö! Verdrück dich, oder du beziehst eine Tracht Prügel, daß dir die Lust auf Kitzbraten für immer vergeht! Böö böö!

Die Füchsin hat nicht die geringste Lust, mit den scharfschaligen Hufen der erregten Alten Bekanntschaft zu machen. Sie hat nicht vergessen, wie ihr vor ein paar Jahren einmal eine Ricke den Balg ausklopfte! Und so macht sie gute Miene zum bösen Spiel und tut, als gelte ihr die Erregung der Ricke gar nicht, und gemächlich setzt sie ihren Weg in entgegengesetzter Richtung fort.

Ach ja, auch ein Fuchs hat es nicht leicht, satt zu werden!

– – – – – – – – – – – – – – –

Der Waldrand ist der Füchsin verleidet, und sie taucht in den Büschen unter.

Viele schmale Steige führen aus dem Waldesinnern zu den Feldern hin, die an den Waldrand stoßen. Wildsteige sind es, schmale Schlängelpfade, die Hirsche und Rehe, Hasen und Kaninchen austreten, wenn sie abends zur Aesung wollen und frühmorgens zurückkehren.

Auch die Fuchsmutter kennt die Pfade gut. Manchen Hasen, manches Karnickel hat sie auf ihnen erwischt. Ja sie versteht die Kunst, schnell aus dem Hinterhalt hervorzuschießen und die Ueberraschten zu packen. Und so bummelt sie einen dieser Steige hinauf. Sie weiß, daß jetzt, in der Dämmerung, die Mümmelmänner zu Felde rücken.

Da, wo sich der Steig durch hohes, dichtstehendes Gekräut hinschlängelt, duckt sie sich nieder. Wenn sie Glück hat, braucht sie heute nicht lange zu warten, denn mit untrüglicher Sicherheit sagt ihr ihr Windfang, daß der Wechsel viel begangen ist. Und so liegt sie ganz still und lauert.

Es ist schwer, so untätig liegen zu müssen, wenn der Magen knurrt. Und im Bau hungern die Kinder! Auch sie wollen leben, auch sie müssen satt werden. Und die Füchsin fühlt den Hunger ihrer Jungen, auch sie ist eine Mutter!

Lange liegt sie und lauscht. Ab und zu knackt ein Dürrast, krispelt ein Waldmäuschen, piepst eine Meise im Traum. Sonst ist es still, kirchenstill im Wald. Und doch sind auch jetzt viele Tiere unterwegs, die scheuen und vorsichtigen, die das Tageslicht fürchten, und die heimlichen, die im Schutze der Dunkelheit leichter erbeuten, was ihnen das grelle Licht versagt. Heimlich und leise aber sind sie alle. Vorsichtig und verstohlen kommen und gehen sie, als wollten sie den Schlaf der Bäume nicht stören, der Bäume, die ihre Hüter und Beschützer und besten Freunde sind . . .

Da durchzuckt es die Fuchsmutter. Sie lauscht. Alle ihre Muskeln sind gestrafft, und neue Hoffnung durchrinnt sie. Wieder das gedämpfte Tappen, so leise, daß nur eines Fuchses Lauscher es vernehmen. Wieder. Ein leises Rascheln. Näher. Immer näher. Jetzt verschweigt es. Ist wieder da. Verstummt. Ist nun ganz nah!

Längst ist die Füchsin sprungbereit. Wie ein Bogen ist ihr Rücken gespannt. Ihre Seher funkeln, und krampfhaft bemühen sich ihre Lauscher, auch das leiseste Geräusch aufzufangen.

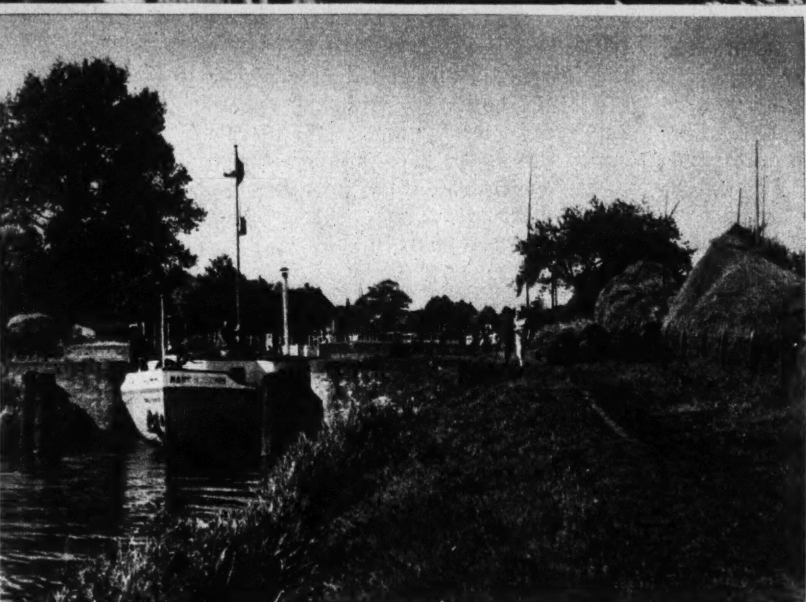
Und jetzt steigt ihr die Witterung eines Kaninchens betäubend in die Nase. Und nun ist der graue Flitzer da!

Da schnellt sie vor!

Pfie, ie, iä pf pfe pfiiiie aihiäh! schrillt es durch den aufhorchenden Wald. Die Hasen im Klee machen Männchen, und die Ricke tritt unruhig hin und her. Neugierig schwenkt der Waldkauz durch die Stämme, und die Kaninchen, die immer Schüchternen, ducken sich nieder oder schlüpfen entsetzt in die Röhren. Sie wissen, was dieser Schrei bedeutet: Raub, Mord, Ueberfall, Tod und Verderben . . .













Mit dem Schulsch

mit Aufnahm Dr. W

Die deutschen Jungens haben ein Schiff! Und mit ihm können sie kreuz und quer durch Deutschland fahren, unsere schöne Heimat kennen lernen. Wo hat es das je gegeben?

Als der Plan dieses Schiffes im Herbst 1934 Hans Schemm vorgelegt wurde, bestand die Absicht, dem Schiff einen festen Standort zu geben. Bestenfalls sollte es von Regensburg bis Passau fahren, wobei die Flußausfahrt durch Schleppen oder Treideln bewerkstelligt werden sollte. Den Fluß hinunter ging es ja von selbst. Weitsichtig erkannte Hans Schemm die erzieherische Bedeutung eines Schulheimschiffes. So wurde von ihm ein Schiff mit Motorantrieb gefordert. Am 24. Oktober 1935 wurde es in Regensburg von der Mutter Hans Schemms auf seinen Namen getauft. Und nun wollen wir einmal selber solch eine Fahrt auf ihm mitmachen.

In Schwerin trifft sich die neue Belegschaft Mecklenburger Jungens, seit Monaten planmäßig vor-



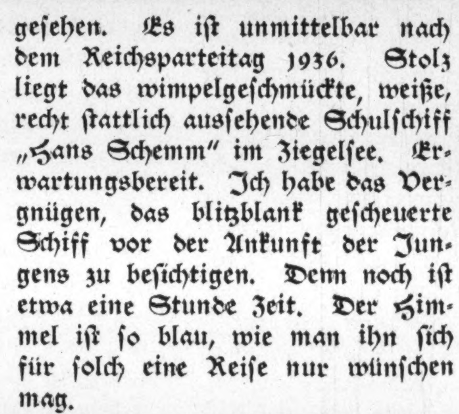




…lschiff auf Fahrt

…m Dr. Weskamp

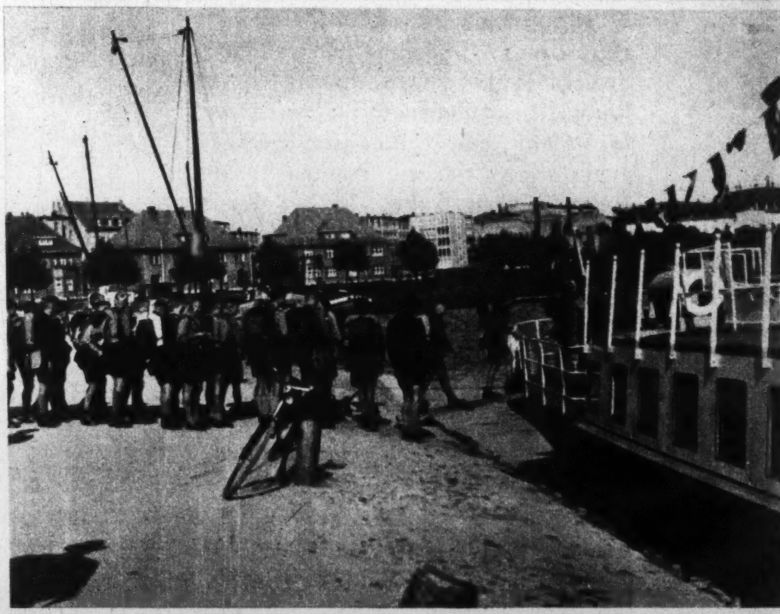




gesehen. Es ist unmittelbar nach dem Reichsparteitag 1936. Stolz liegt das wimpelgeschmückte, weiße, recht stattlich aussehende Schulschiff „Hans Schemm" im Ziegelsee. Erwartungsbereit. Ich habe das Vergnügen, das blitzblank gescheuerte Schiff vor der Ankunft der Jungens zu besichtigen. Denn noch ist etwa eine Stunde Zeit. Der Himmel ist so blau, wie man ihn sich für solch eine Reise nur wünschen mag.

Wir hören den Gesang der Jungens und sehen sie heranmarschieren. Eine letzte Kontrolle, dann im Gänsemarsch aufs Schiff. Wir schauen in lachende Gesichter, in denen sich schon jetzt das Erlebnis der beginnenden Fahrt widerspiegelt. In bewundernswerter, fast „ehrwürdiger" Disziplin geht es aufs Schiff. Für sieben volle Tage wird es ihr Heim. Ihr Schul-Heim. Feierlich hißt der Steuermann die Flagge. Dann wendet das Schiff, nimmt Kurs „Richtung Berlin".



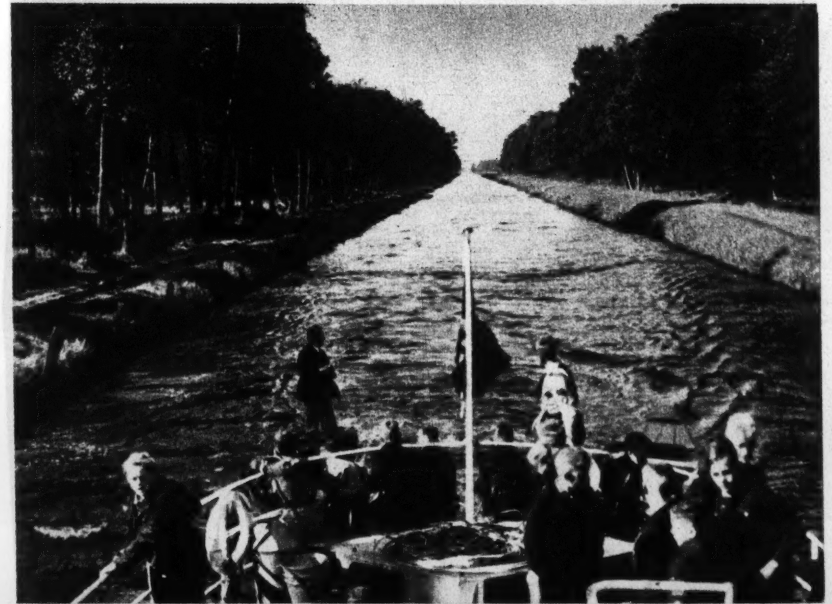
















Mit dem Schulhsch

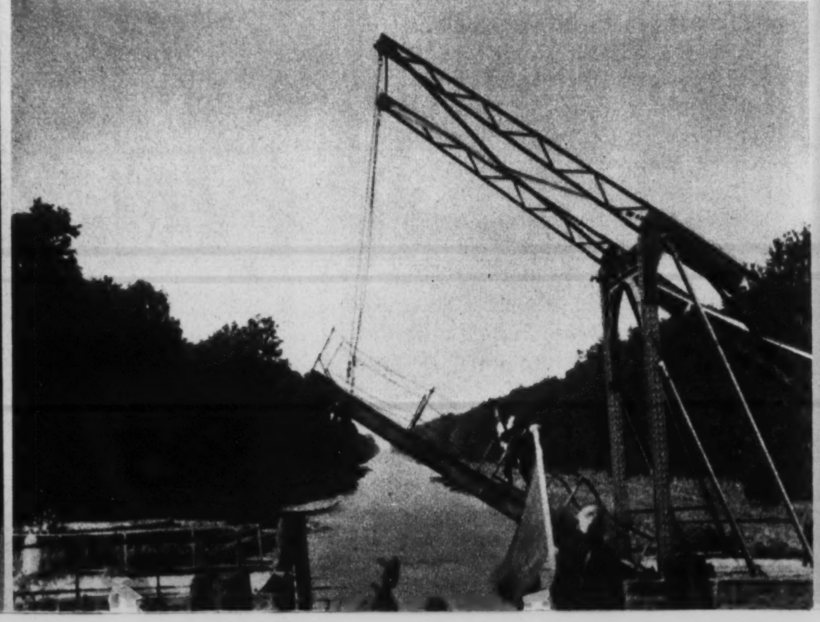
mit Aufnahm Dr. W

Die deutschen Jungens haben ein Schiff! Und mit ihm können sie kreuz und quer durch Deutschland fahren, unsere schöne Heimat kennen lernen. Wo hat es das je gegeben?

Als der Plan dieses Schiffes im Herbst 1934 Hans Schemm vorgelegt wurde, bestand die Absicht, dem Schiff einen festen Standort zu geben. Bestenfalls sollte es von Regensburg bis Passau fahren, wobei die Flußausfahrt durch Schleppen oder Treideln bewerkstelligt werden sollte. Den Fluß hinunter ging es ja von selbst. Weitsichtig erkannte Hans Schemm die erzieherische Bedeutung eines Schulheimschiffes. So wurde von ihm ein Schiff mit Motorantrieb gefordert. Am 24. Oktober 1935 wurde es in Regensburg von der Mutter Hans Schemms auf seinen Namen getauft. Und nun wollen wir einmal selber solch eine Fahrt auf ihm mitmachen.

In Schwerin trifft sich die neue Belegschaft Mecklenburger Jungens, seit Monaten planmäßig vor-

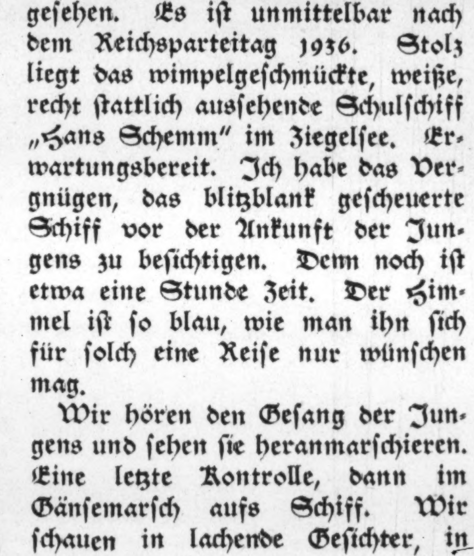






...hschiff auf Fahrt

...n Dr. Weskamp

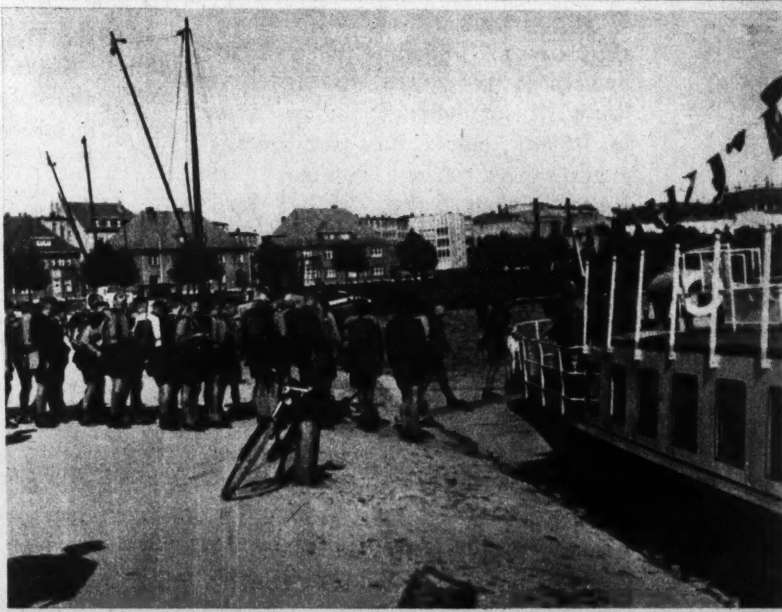


gesehen. Es ist unmittelbar nach dem Reichsparteitag 1936. Stolz liegt das wimpelgeschmückte, weiße, recht stattlich aussehende Schulschiff „Hans Schemm" im Ziegelsee. Erwartungsbereit. Ich habe das Vergnügen, das blitzblank gescheuerte Schiff vor der Ankunft der Jungens zu besichtigen. Denn noch ist etwa eine Stunde Zeit. Der Himmel ist so blau, wie man ihn sich für solch eine Reise nur wünschen mag.

Wir hören den Gesang der Jungens und sehen sie heranmarschieren. Eine letzte Kontrolle, dann im Gänsemarsch aufs Schiff. Wir schauen in lachende Gesichter, in denen sich schon jetzt das Erlebnis der beginnenden Fahrt widerspiegelt. In bewundernswerter, fast „ehrwürdiger" Disziplin geht es aufs Schiff. Für sieben volle Tage wird es ihr Heim. Ihr Schulheim. Feierlich hißt der Steuermann die Flagge. Dann wendet das Schiff, nimmt Kurs „Richtung Berlin".











Jetzt ist alles so, wie die Mecklenburger Blondköpfe es sich seit Wochen erträumt haben. Ein Zurück gibt es nun nicht mehr. Wir schwenken am Schloß von Schwerin vorbei und sehen es lange, lange vor uns liegen. Der begleitende Lehrer erzählt die Geschichte des Schlosses, das sich auf dem ältesten Burgplatz Deutschlands erhebt und auf einer kleinen Insel steht.

Schnell haben sie sich alle mit dem Schiff und seiner Besatzung, dem Steuermann, den Matrosen, Maschinisten und Streckenlotsen angefreundet. Immer wieder scharen sie sich um das Steuerrad, das es ihnen vom ersten Augenblick besonders angetan hat. Davon lassen sie kein Auge, bis sie seine Technik erfaßt und unter Leitung des gutmütigen Steuermanns es selber ausprobiert haben.

Und dann die Landschaft! Alles ist da interessant. Vom schönen Schweriner See geht es durch mehrere Seen in den Störkanal. Hier beginnt bald das weite Wiesengebiet der Lewitz. Viele Schleusen werden passiert, ganz einfache alte, die selbst bedient werden müssen, und auch neue und moderne. Beim Durchschleusen ist es natürlich ein Heidenspaß, schnell einen Sprung ans Land zu wagen, soweit es erlaubt ist. Bisweilen ist der Kanal so schmal, daß kaum zwei Schiffe aneinander vorbei können. Am Rande weiden Kühe. In der Ferne pflügen Bauern die Herbstfelder. Die Wellen schäumen zu den Ufern hoch und brausen um Bug und Heck. Die Romantik steigert sich. An sehr enger Schleuse kommen Dorfbewohner ans Schiff und werfen den Jungens Aepfel herüber. Viele plumpsen ins Wasser, die der Steuermann selber wieder mühsam herausfischt. Ist das kein Heidenspaß? Das Durchschleusen nimmt einige Zeit in Anspruch, und wir benutzen den günstigen Augenblick, rasch einmal an Land zu gehen und das Dorf zu besuchen. Es hat herrliche Höfe, alte Fachwerkbauten mit Strohdächern, die unter Naturschutz stehen. Die Leute leben vom Ertrag der Wiesen, die ungeheure Weiten umschließen. Das Heu sitzt zu riesigen Rundhaufen hochgetürmt. Das Wappen der Gegend. Berühmt ist die Lewitz auch als Naturschutzgebiet mit großen Teichen und Seen, auf denen viele wilde Schwäne, Enten, Reiher und zahlreiche Sumpfvögel leben. Wir haben oft Gelegenheit, Schwärme dieser Vögel zu sehen. Schilfdickichte wogen vorbei. – Reiche Buchenwälder und wieder Wiesen. —

Der Uebermut der Jungens macht sich in Kauflust bemerkbar. So ordnet der Leiter ein kleines Boxstündchen an, bei dem einige besonders Beherzte recht wacker und stilgerecht die Fäuste spielen lassen. Auch darin entpuppen sich alle als wahre Sachverständige. — Zwischendurch Unterricht in Schiffsdisziplin mit Tageseinteilung. — So wissen sie, wer jetzt Leiter und „Meister" ist, und wie weit sie gehen dürfen. Lustige Lieder beschließen die Instruktionsstunde. Dann ruft der Gong zum ersten Mittagessen. Heute stehen Pellkartoffeln mit Goulasch auf der Speisekarte. Hat das Essen wohl schon besser geschmeckt, als auf solcher Fahrt? Die Schiffsköchin kennt das und hat für entsprechende Portionen gesorgt. Auch dieser Teil der Fahrt unter Deck läßt die Phantasie unserer Jungens nicht zur Ruhe kommen, die durch die Fenster alles beobachten und häufig genug ihre Fragen an den Leiter stellen. Bereitwillig erteilt er Auskünfte. So verschmilzt allmählich die „Schwimmende Schule" zu einer Einheit froher Harmonie.

Wir haben es kaum bemerkt, daß wir in die Elde, einen Nebenfluß der Elbe gekommen sind. Nach einer ausgiebigen Ruhepause haben sich Spiel- und Erzählergruppen gebildet. Aber immer wieder wird von der Leitung und den Lehrern die Fahrt zu einem volks- und heimatkundlichen Erlebnis gestaltet. Ueber alles, was sie hören und sehen, müssen sie ja später in einem Aufsatz einen Rechenschaftsbericht abliefern. Darum aufgepaßt und feste notiert! Aber kann man sich im Ernst ein schöneres und leichteres Lernen vorstellen? Das Geschaute prägt sich stärker dem Gedächtnis ein, als alles sonst.

Zum Nachmittag hat der Leiter des Schulheims ein Landen versprochen, um ein Ballspiel abzuhalten. Wir sind schon sehr weit, denn ganz fern tauchen die Türme von Parchim auf, dem Ziel der ersten Tagesreise. Mit Kennerblick findet der Steuermann einen vorzüglichen Landungsplatz. Hier hat unsere Jugend noch einmal Gelegenheit, besonders beim Kampfball sich tüchtig auszutoben. Daß einer aus Versehen in einen Wassergraben fällt, macht das Spiel doppelt schön. Und nun ist das Tagesprogramm bis auf den Abendimbiß ausgefüllt.

Wann gab es so etwas? Noch nie und nirgends. Es ist eine wahre Lust, jung zu sein, um so etwas miterleben zu können. So mitten drin und von der Pike auf.



Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

(11. Fortsetzung.)

Der Tierarzt lächelte nur.

„Für die Beweise danke ich. War es nicht dieser Freund, der dich schon damals auf die schiefe Bahn gebracht hat? Bitte, unterbrich mich nicht. Du hörst ja, daß ich unterrichtet bin. Seine Braut scheint nicht von besserer Erziehung zu sein. Und Anna Nelsen? Hast du denn nicht gehört, was ihr eigener Vater über sie sagen mußte? Nein, das sind keine Beweise. Ich möchte dir glauben, aber darf ich das? Ich kenne deine Phantasie, die dich selbst an Tatsachen glauben läßt, die nie bestehen können. Alles siehst du durch gefärbte Gläser. Jawohl, anders kann ich es mir nicht erklären. Vielleicht hast du auch keinen guten Blick für Recht und Unrecht. Aus all diesen Gründen muß ich leider bestimmen, in welcher Form unser Name wiederhergestellt wird."

Gerd schüttelte erregt den Kopf.

„Nein, Vater, diesen Weg kann ich nicht gehen. Solch ein Lump bin ich nicht und dazu lasse ich mich auch nicht machen. Ich müßte das Mädchen schon im voraus betrügen, wollte ich ihr die Ehe versprechen!"

„Du wirst dich mit ihr verloben, verstehst du mich?!"

„Ich werde es nicht tun", erwiderte Gerd entschlossen. „Mutter würde es auch nicht dulden."

„Dann weigerst du dich also, die Ehre unseres Namens wiederherzustellen?"

Er blieb vor Gerd stehen, der ebenfalls hoch aufgerichtet stand. Sie maßen sich mit den Blicken.

„Jawohl, ich weigere mich, dieses unsinnige Verlangen zu erfüllen. Ich denke nicht daran, mich von Nelsen auf diese Art mit seiner Tochter verkuppeln zu lassen. Ich habe seine Ehre nicht verletzt, darum besteht kein Grund und auch keine Veranlassung für mich, sie wiederherzustellen."

Der Tierarzt zuckte zusammen.

„Also nicht. Dann müssen wir voneinander scheiden."

„Ich habe etwas anderes auch nicht mehr erwartet", erwiderte Gerd trotzig.

„Du hast damit gerechnet? Das ist Schuldbekenntnis genug."

Um Gerds Lippen spielte ein feines Zucken.

„Schuldbekenntnis? Ich denke nicht daran. Die Verschiedenartigkeit unserer Auffassungen ist es, daß wir uns nicht verstehen können. Du bist voreingenommen gegen mich, das ist alles."

Der Tierarzt fuhr mit der flachen Hand durch die Luft.

„Was die Verschiedenartigkeit unserer Ehrauffassung angeht, so habe ich dafür eine Erklärung", erwiderte er mit gewaltsam zurückgedrängtem Zorn. „Du bist eben nicht unser eigen Kind. — Jawohl, nicht unser eigenes! — Um einen Jungen haben zu können, haben wir dich aus dem Waisenhause angenommen."

Gerd taumelte einen Schritt zurück. Seine Augen weiteten sich.

„Nicht . . nicht . . dein Sohn? . . . Du . . nicht . . . mein Vater? . . . Und Mutter?" Er preßte die Fäuste vor den geöffneten Mund und starrte den Tierarzt halb wahnsinnig an.

Der sank in den Sessel seiner Frau. Gerd stürzte auf ihn zu und packte ihn bei den Schultern.

„Sag, daß das nicht wahr ist . . . um Mutters willen, so sag' es doch. Bitte, bitte, sag' es doch . . . Ich will ja alles tun, was du verlangst. Nur sprich doch . . . Das ist nicht wahr! Das kann nicht wahr sein! Nein, nein . . ."

Der Tierarzt bedeckte die Augen, in denen sich die Tränen zusammendrängten. Stumm nickte er mit dem Kopf.

Da ließ Gerd die Hände schlaff sinken, dann drehte er sich langsam um.

*

Wie im Traum ging er auf sein Zimmer. Dort setzte er sich auf den Bettrand und starrte unverwandt das Bild seiner Mutter an.

— „Nicht meine Mutter! Alle haben sie gelogen, alle. Daniel auch. — Gelogen haben sie. — Haben mich gelehrt Vater und Mutter zu sagen und dabei gelogen! . . ."

„. . . Sind nicht Vater und Mutter. — Schatten. Spuk. — Wer ist Daniel? — Wer bin ich? — Auch nur ein Spuk? . . .!"

Er kniff sich mit den scharfen Fingernägeln ins Fleisch, daß es ihn schmerzte.

„Das ist Fleisch und Blut. — Ich bin kein Spuk." — „Von wem habe ich das Blut? — Wer ist mein Vater? Wer meine Mutter? Eine Heilige oder eine Dirne? Und mein Vater? Ein Narr oder ein — ein Vagabund? . . . Lüge. Alles ist Lüge. Mein Vater, meine Mutter . . meine gute Mutter. — Hat mich an ihr Herz gedrückt und mich 'Mutter' sagen lassen — und — und — dabei gelogen . . ."

Da fühlte er sich völlig verlassen. Ihm war es, als wäre er in einer großen Kirche, ganz allein. Nur die endlosen Weiten des Domes über sich. In seinen Ohren sauste und brauste es, wie im Dom, wenn oben im Turm die Glocken dumpf aneinanderschlagen.

*

Immer noch saß der Tierarzt an seinem Schreibtisch und brütete vor sich hin. Die Wirkung, die seine Enthüllung auf Gerd gemacht hatte, erschütterte ihn bis ins Innerste. Aber es hatte so sein müssen. Nun war der Vorhang gefallen, der Gerd eine der Wahrheiten verbarg, die ihm Schicksal waren und Bestimmung. Auch ihm selbst war es, als hätte dieser Vorhang ihm bislang etwas verborgen, was grausam anzusehen war. Nun wußte er, daß der Verdacht des Arztes damals mehr als nur ein Gedanke war, daß hinter diesem Verdacht die Wirklichkeit genau so schonungslos lauerte, wie er sie in bangen Stunden nicht auszudenken gewagt hatte.

Jetzt war die Wirklichkeit enthüllt, und sie forderte gebieterisch ihr Recht. Wie richtig hatte seine Edith gehandelt, als sie das Leben dieses Jungen fest an sein eigenes kettete! Wie klar hatte sie empfunden, daß dieser Vorhang für alle nicht niederfallen durfte. Es gibt eben Wahrheiten, die unser Leben zerstören, deshalb müssen sie solange verborgen bleiben, bis wir dieses wechselvolle Kampfspiel beendet haben!

Das hatte der Tierarzt immer gewußt, und doch hatte er gegen dieses, sein besseres Wissen gehandelt. Nicht aus Haß oder aus kleinlichem Ehrdünkel! O nein, hier ging es um weit Höheres. Um das letzte Erkennen höchster Dinge! Er mußte Gerd vor diese letzte Entscheidung stellen. Vielleicht war er doch so stark, den Kampf mit der überkommenen Feindschaft zu bestehen.

Was aber sollte nun werden? Jetzt war alles plötzlich niedergerissen, was mehr als 21 Jahre Stück um Stück sorgsam aufgebaut hatten. Nun starrten ihn rings umher Trümmer an. Ein schweres Beginnen, aus diesen vielen durcheinandergeworfenen Trümmerstücken ein neues, starkes Gefüge zu machen! Ein schweres, fast aussichtsloses Beginnen!

Was würde werden aus diesem eigenartigen jungen Menschen mit den fremden, ihm unergründlichen Augen?

Leise war Gerd ins Zimmer getreten. Der Tierarzt wendete den Kopf kurz

zu ihm und sah dann wieder vor sich hin.

„So, du bist es."

„Ja. — Ich habe mir alles überlegt und . . . und habe meine Schlüsse daraus gezogen."

„Und — das Resultat?" fragte ihn der Tierarzt gespannt abwartend.

Gerd sah zur Decke hinauf, an der die zierlichen Stuckfiguren zu leben schienen.

„Ich will ins Leben hinausgehen, um dir die vollgültigen Beweise zu liefern."

Der Tierarzt schüttelte langsam den grauen Kopf.

„Es wird unser aller Unglück sein!" murmelte er leise und stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch.

Gerd ging leise, fast zaghaft aus dem Zimmer.

„Wir wollen morgen darüber sprechen. Geh jetzt zu Bett; es ist schon spät — sehr spät", sagte der Tierarzt nach langer Weile, ohne sich umzuwenden. Gerd hörte es nicht mehr. Er aber sann weiter, die ganze Nacht hindurch.

*

Gerd ging noch einmal auf sein Zimmer und suchte ein paar Andenken an die Mutter und wenige Wäschestücke zusammen, die er in seinen Rucksack legte. Nachdem er noch einige Ausweispapiere zu sich gesteckt hatte, griff er nach seinem Wanderstock, warf einen letzten Blick in dies trauliche Stübchen und ging hinaus.

Vor dem Hause seines Vaters blieb er kurz stehen, als schwanke er. Ueber dem stillen Marktplatz lag tiefe Dunkelheit. Die Kirchturmuhr kündete mit schwerem Klang ein Uhr nach Mitternacht.

Gerd biß die Zähne zusammen. Im Zimmer seines Vaters brannte noch Licht.

„Er kann auch keine Ruhe finden, der arme Mann", dachte er und nickte dem Fenster einen letzten Gruß zu, den er ihm selbst nicht geben konnte.

Dann reckte er sich, legte den Kopf mit jener trotzigen Bewegung in den Nacken, wie es seine Art war, wenn er ein starkes Gefühl niederkämpfen mußte. Und dann schritt er fest geradeaus, über den stillen Marktplatz, bog in eine Seitengasse ein und wandte sich der Landstraße zu.

*

Die ganze Nacht marschierte Gerd. Weiter, nur weiter! — Nur das eine Gefühl beherrschte und trieb ihn, vorwärts zu kommen: fort von den Stätten all der trüben Erinnerungen, der unschönen und grauen Stunden und . . . dieser furchtbaren Gewißheit. Nur nicht denken, nur marschieren — marschieren!

Tapp, tapp, tapp, tapp.

Die Nachtluft war kühl. Nach einigen Minuten des Gleichschrittes war es Gerd warm geworden. Er schlug den Rockkragen herunter und sah in die von der Mondsichel schwach erleuchtete Nacht hinaus. Die Baumreihen an der Landstraße standen in ernstem gespensterhaftem Schweigen da. Sie kümmerten sich nicht um den einsamen Wanderer, der auszog, um Beweise zu erbringen.

Schon nach zwei Stunden hatte Gerd Parchim erreicht. Die Straßen waren still und leer. An den Kreuzungen brannten träge und langweilig einige Lampen. Gerd besann sich. Es mußte schon sehr spät sein. Er sah nach seiner Uhr. Kurz nach drei. Es wurde wieder kühler. Entschlossen zog er den Rockkragen wieder hoch und marschierte weiter. Bald hatte er die kleine Stadt im Rücken und wanderte durch Waldwege.

Langsam stieg im Osten die Sonne auf. Aber Gerd hatte kein Auge für diese Pracht. Nur weiter, immer weiter. Er mußte seinen Weg allein finden, ganz allein, ohne fremde Hilfe.

Während er darüber nachdachte, durchzuckte ihn ein Schreck. Verfügte er denn auch über Mittel, um die Hilfe Fremder ablehnen zu können? Er konnte nicht viel mehr haben. Ach richtig, Johannes Stahmer hatte ihm beim Abschied aus Rostock noch etwas in die Rocktasche geschoben. Es würde Geld sein; er kannte den Freund. Ja, es stimmte. Beim Schein eines Streichholzes zählte Gerd, es waren drei ineinandergefaltete Zwanzigmarkscheine. Der gute Kerl! Bald schon sollte er es wiederhaben, sobald das möglich war. Schon vom ersten selbstverdienten Geld würde er ihm ein Teil schicken. Ein Gefühl großer Sicherheit überkam ihn. Sechzig Mark, das war viel; es würde reichen, vorerst ins Rheinland zu kommen.

Dorthin wollte er. Dort würde er auch schon Arbeit finden. Nur fort von hier, von diesen ernsten, schwerfälligen Menschen, die nicht loskönnen von ihrer strengen Art. Fort! So weit wie möglich. Aus diesem Lande, das dem Auge keine Grenzen bot, kein Verweilen. Wo die Freude verschlossen und der Schmerz ohne Tränen blieb. Hin zu den lachenden, frohen Menschen, die ein wenig leichter über dieses Leben denken, die Fehler und Verfehlungen eher vergessen als die harten Norddeutschen.

Immer mehr dämmerte der Morgen. Bald war die ganze Erde in flutendes Gold getaucht. Da mußte Gerd doch stehen bleiben, und zum ersten Male in seinem Leben sah er das Werden des Morgens. Das zog ihn so sehr in seinen Bann, daß er, aller bangen Stimmungen entrückt, nur noch das Wunder der Schöpfung erlebte.

Nach wenigen schüchternen Versuchen, ihre goldenen Strahlen in die Nacht zu senden, enthüllte sich die Sonne. Sie weckte die Vögel und ihren Gesang, sie weckte auch die Schmetterlinge. Die Blumen schüttelten die Tautropfen der Nacht ab, um schön zu erscheinen; so schön, als müßten sie sich für einen besonderen Tag rüsten. Wie beglückt alles um ihn her war, so frei, so überfroh, so ganz ohne Furcht.

Da wurde auch Gerd froh. Langsam schritt er weiter. Vor ihm tauchten die Häuser von Ludwigslust auf. Auch sie begrüßten ihn in sauberem Kleide.

Auf dem Feld und in den Gärten fanden sich schon die ersten Menschen ein, um ihren Kampf mit dem Boden erneut wieder aufzunehmen. Er schien Gerd gar nicht hart zu sein, dieser Kampf des Menschen mit dem eigensinnigen Boden. So leicht mutete er an, fast spielend.

Ob der Kampf mit dem Leben auch so leicht sei? Er war ja frei, ganz frei! Er würde den Kampf aufnehmen können. Ohne Vorurteil, ohne Hemmungen, ohne gesellschaftliche Bindungen.

Freiheit ist Reichtum, sagte sein Vater oft. Ja, Freiheit ist das höchste aller menschlichen Güter! Freiheit ist mehr als Brot. War er denn reich? Fühlte er sich wirklich so gehoben?

Trotz all dieser wunderbaren Schönheit rings um ihn her, trotz des Jubilierens, des Zwitscherns und Trillerns der Vögel und trotz der frohen Menschengesichter kam er sich doch arm vor, bettelarm. Verlassen, ausgestoßen von allen Lieben.

Ulrike? Die Liebe, die Gute! Wie traurig, daß ihre Augen nun rot wurden vom Weinen, weil er von ihr gegangen! — Liebte sie ihn? Gerd schoß es heiß durchs Herz. Und er? Nur nicht daran denken! Schneller schritt er aus. Das Schicksal zwang ihn unbarmherzig, jeden solchen Gedanken abzutun, um den Kampf zu bestehen. Diesen großen Kampf mit dem Leben, der nur dann leicht ist, wenn er von freien, erdgelösten Menschen aufgenommen wird!

Nein, jetzt hatte er keine Zeit, sich der Liebe eines guten Mädchens zu freuen. Fest, ganz fest mußte er bleiben. Nur manchmal, abends, wenn alles ruhte, dann durfte er sich seiner kleinen, lieben Rika erinnern und von dieser Liebe träumen.

Wenn er dann sein Geschick geformt haben würde, wenn der Sturmangriff auf das Leben geglückt war, ja, dann würde er wiederkehren in seine Vaterstadt und zu Ulrike, und dann würde er vor beide hintreten als reifer Mann, der wußte, was Freiheit bedeutet. Dann würde er sagen können: „Herr Kreistierarzt, sehen Sie, hier ist der Beweis. Aber ein Beweis, den Sie nicht mit einer Handbewegung abtun können, wie damals. Ich heiße auch Volkhagen, genau wie Sie, Herr Kreis-

tierarzt, und doch bin ich keiner. Aber in einer Beziehung darf ich den Namen Volkhagen tragen: in der Auffassung von Ehre! Es steht nun nichts weiter mehr zwischen uns, als ein vernünftiges Verhältnis herzustellen, das nicht mehr, wie einst, auf Gebot und Gehorsam, sondern auf gegenseitiger Wertschätzung beruht."

Gerd erschrak über seine Gedanken. So förmlich sprach er seinen Vater an? — Ja, war er ihm denn je ein Vater gewesen? War es nicht immer nur aus Gewohnheit geschehen, wenn er „Vater" gesagt hatte? Hatte sich dabei jemals das Gefühl des Kindes zum Vater ausgedrückt?

Nein, nie! Nie waren sie sich nahe gekommen, auch nicht, als die Mutter noch lebte. Sie hatte zwar alles versucht, damit ein rechtes und herzliches Verhältnis aufkomme. Und doch, auch dieser Künstlerin des Lebens war das nicht gelungen.

Nachdem nun der Vorhang gefallen und ihm die Wahrheit enthüllt worden, stand der kalten Form nichts mehr im Wege. Jetzt war er der Herr Kreistierarzt Volkhagen, der sich viel und oft um seine Erziehung bekümmert und die Kosten dafür übernommen hatte. Mehr war er ihm nicht.

Gewiß, er achtete ihn, wie man einen ernsten Mann achtet, der Erfolg im Leben hat. Aber Liebe? Das hatte er doch nie gehabt. Seine Augen waren immer zu ernst, zu forschend und . . . ja . . . zu argwöhnisch, um je ein Vertrauen möglich gemacht zu haben.

Nein, er hatte keine Eltern mehr. Alle waren sie ihm gestorben. Nur Rika hatte er. Die hatte er lieb, so lieb, wie eine Schwester, vielleicht wie eine Braut. — Und dann den Freund in Rostock, Johannes Stahmer. Das waren die einzigen Menschen, die noch in seinem Leben standen.

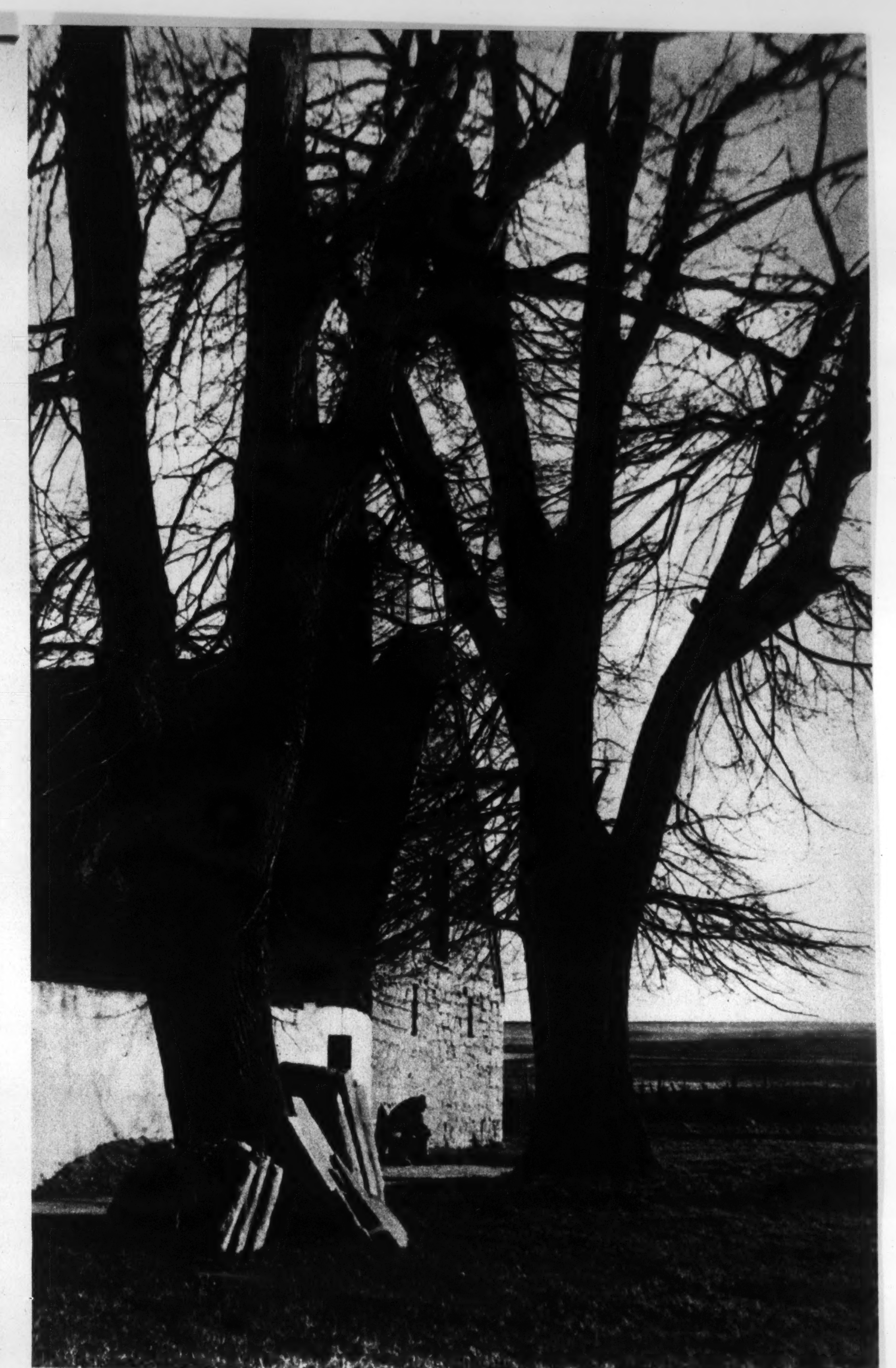
Zwei Menschen! dachte er und sann. Zwei sind mehr als einer. Noch hat mein Leben Bedeutung. Zwei Menschen glauben an mich, und wahrlich keine schlechten. — Ja, ich lebe dieser zwei Menschen wegen — und auch wegen des armen Mannes im stillen Hause am Markt.

Mit diesen Menschen würde er in Verbindung bleiben. Sie würden sich über seine Briefe freuen, er wußte das. Besonders Rika. Die würde keinen Abend zu Bette gehen, ohne an ihn gedacht und für ihn gebetet zu haben. Die gute Ulrike!

Bei diesen Gedanken zog ein Widerschein von großer Freude über sein Gesicht, obschon sich ihm das Herz zusammenzog vor Weh.

*

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er durch die anmutige Niederung der Lewitz dahinschritt.



November — Aufnahme: Grieshaber (Bavaria)

Links und rechts dehnten sich saftige Wiesen aus. Hei, wie das sauste und blitzte um die Sensen der Schnitter! Gerd wurde betrübt, als er das Gras dahinsinken sah. Wie traurig senkten sie die Köpfchen, die Blumen des Sommers, die frohen Gespielinnen der Falter und Bienen. Waren sie zu naseweis gewesen, daß sie sich aus ihrem Waldparadies hinausgewagt hatten in die blühende Welt, um neugierig hineinzuschauen ins Leben? Wie so bald schon sogen die gierigen Sonnenstrahlen ihren Lebenssaft aus. Thymian und Raigras, die gelbe Butterblume und der zackige Löwenzahn, Ampfer und süßer Rotklee, den die Bienen auch noch im Tode umsummten, und da, die wilde Nelke, keine entging dem Verderben. Eine Grasmücke piepste klagend, ihr Nest war in Gefahr. Drüben sah Gerd es aufblitzen, und plötzlich hörte er das gleichmäßige stricks-stracks, stricks-stracks. Ein Schnitter schärfte seine Sense. Irgendwo schlug wütend ein Hofhund an.

Frische, weißgekleidete junge Mädchen kamen mit langen Harken, um die Gräser zu wenden und zu kehren, damit sie schneller sterben.

Nach kurzer Wanderung durch Waldwege hatte er die Elbe erreicht und damit auch die Grenze seines engeren Heimatlandes Mecklenburg. Nach einigen Schritten setzte er sich unter einen Baum, um zu essen.

Während seine Blicke um die weite Niederung schweiften und er dabei herzhaft in den Schinken und das Grobbrot biß, hörte er sich plötzlich angesprochen. Vor ihm stand ein junger Mann, der wenige Jahre älter als er sein mochte. Sein Anzug war ordentlich, aber sehr verstaubt. Aus dem langen, schmalen Gesicht lachten ihm zwei blaue Augen entgegen. So sorglos und unbekümmert, daß jedes Mißtrauen in Gerd schwand.

„Kann ich mich zu dir setzen?" fragte der leichthin, als kenne er Gerd schon seit langem.

Gerd, der die Gewohnheiten und die vertrauliche Sprache der Landstraße noch nicht kannte, sie aber aus den Erzählungen des alten Meisters von gestern abend erriet, rückte beiseite.

„Ja, setz dich nur."

Der Fremde tat das. Dabei lugte er mit neugierigen Blicken nach Gerds Vorräten.

„Wenn du Appetit hast, so greif nur zu", lud ihn Gerd ein.

„Na, hör mal und ob! Frage, ob ich Kohldampf habe. Was hast du denn da alles drin? Scheinst ja einen fetten Pastor umgebracht zu haben."

Damit brach er sich ein Stück Brot ab und nahm auch ein bescheidenes Stück Schinken. Dann holte er ein Messer aus der Tasche, putzte es umständlich im Grase ab und wetzte es an seiner Stiefelsohle. Gerd sah ihm interessiert zu.

„Bist wohl ein Neuer, was?"

Gerd nickte.

Der Fremde ließ sich den Schinken und das Brot gut schmecken. Während sie noch aßen, kam ein Gendarm langsam die Landstraße entlang. Gerd wurde unsicher, doch der Fremde winkte ab.

„Laß nur, ist ein Gemütlicher. Ich sehe es ihm schon von weitem an. Sieh mal, wie er die Plattfüße setzt."

Als er das ängstliche Gesicht Gerds sah, fragt er, ob denn seine „Fleppen" nicht in Ordnung seien. Gerd zog die Schultern fragend hoch. Inzwischen war der Gendarm näher gekommen. Schon von weitem rief er:

„Na, was treibt ihr denn da?"

„Diner, Souper, Lunch, alles, was Sie wollen, Herr Wachtmeister", gab der Fremde lachend zurück und aß weiter.

„So? Dann zeig mal die Papiere."

Gerd holte einen älteren Reisepaß hervor und gab ihn dem Gendarmen. Der suchte umständlich in seinen Taschen nach einem Kneifer. Endlich hatte er ihn gefunden. Mit strenger Amtsmiene setzte er ihn auf die Nase und klappte dann mit noch umständlicherer Gebärde den Paß auf. Es war ein Ausweis aus der Zeit, als Gerd noch in Schwerin in der Banklehre war. Großspurig hatte er damals seinen Beruf als „Bankbeamter" angegeben.

„Gerhard Volkhagen, geboren am 4. November 1902. Hm, was sind Sie? Bankbeamter? . . ."

Er sah Gerd einen Augenblick mißtrauisch an und las dann weiter:

„1 Meter 73 groß. — Stehen Sie mal auf." Er legte den Kopf seitwärts und maß Gerd mit den Augen.

„So lang kann er wohl sein", meinte der Fremde mit ernster Miene.

Der Gendarm nickte mit den Augen.

„Können sich setzen. Stimmt. Gesicht: oval, Augen: blau." Er sah Gerd wieder prüfend an. „Stimmt! Haare: blond. — Kappe runter. Stimmt auch. Besondere Kennzeichen: Keine. Hm, na ja, mag es eben stimmen, kann ich nicht kontrollieren. Ist mir auch partout egal."

Zögernd gab er Gerd den Paß zurück. Darauf reichte der Fremde ihm seine Papiere. Der Gendarm holte tief Atem, den er laut hörbar durch den Schnurrbart ausstieß. Kaute auf irgend etwas herum und las dann prüfend:

„Fritz Stumpp, Automobilmechaniker?"

„Zu dienen, gegenwärtig stellungsuchend, aber ein Fachmann allererster Güte."

Der Gendarm hob die Hand.

„Geboren am 3. Julei 1899 in Stargard in Pommern."

„Wenn Sie erlauben . . ." unterbrach der Fremde.

„Kann mir wohl partout egal sein", brummte der Gendarm.

„Auch mal aufstehen! — 1 Meter 70 groß. — Stimmt! Können sich setzen. Weiter. Augen: blau, Gesicht: voll. — Halt, stimmt nicht!" Stumpp lachte.

„Wissen Sie, Herr Oberwachtmeister. Der Beamte, der mir damals in meinen glücklichsten Jahren den Paß ausstellte, soll schwachsichtig gewesen sein, deswegen trug er eine große runde Brille. Da muß man schon entschuldigen. Er wird eben alles rund gesehen haben."

„Nun machen Sie man keine dummen Witze, Sie!" Er las weiter: „Haare: dunkelblond. — Stimmt! — Besondere Kennzeichen: Trägt ständig eine Brille." Der Gendarm stutzte. „Sie, das stimmt schon wieder nicht. Sie! Warum tragen Sie nicht ständig eine Brille, was?"

Stumpp zog fragend die Schultern hoch und sah gelangweilt den weißen Wolken nach. Er versuchte ein hilfloses Gesicht zu machen.

„Habe ich mich auch schon gefragt: Warum tue ich es nicht!" Er seufzte. „Kaputt, zerbrochen, total hin. Wissen Sie, Herr Hauptmann, sie ging den Weg dahin wie alles Fleisch."

Der Gendarm sah ratlos von Stumpp auf dessen Papiere. Besah sich aufmerksam das eingeklebte Lichtbild und meinte dann nach langem Besinnen: „Es kann sein, daß Sie einmal so ordentlich ausgesehen haben." Er sah wieder auf Stumpp. „Es kann aber auch sein, daß dies eine verdächtige Flagge ist."

Stumpp lachte. Er tat geschmeichelt.

„Ich habe nicht nur ordentlich ausgesehen, ich war es sogar. Was Sie wohl meinen, Herr Major. Ich hatte sogar einmal eine richtige Braut, die behauptete fest und steif, ich sei ein hübscher Kerl. Sie werden lachen, aber so sagte sie. Man muß ihr das nicht übelnehmen. Sie war verliebt in mich; da sagen die Frauen schon mal sowas."

Wohlwollend reichte ihm der Gendarm die Papiere zurück.

„Na, machen Sie einem anderen die Scherereien. Ich habe keine Lust, mit euch retour zu gehen. Aber das eine rate ich Ihnen, lassen Sie sich nächstens bescheinigen, daß Sie keine besonderen Kennzeichen besitzen. Jeder ordentliche Mensch besitzt übrigens keine besonderen Kennzeichen!"

Stumpp steckte die Papiere in die linke Rocktasche.

„Man sollte das wirklich tun, Herr Oberwachtmeister. Gut, vielleicht lasse ich mir bescheinigen, daß ich unverdächtig mittelmäßig bin. Ob das möglich ist? —"

Der Gendarm wandte sich ab. Irgend etwas ärgerte ihn an dieser Antwort. Im Fortgehen rief er noch:

„Nun macht aber, daß ihr weiterkommt. Vagabundieren ist gesetzlich streng verboten."

„Darf man denn hier nicht rasten?" fragte Gerd leise. Stumpp lachte.

„Nach der Weimarer Verfassung darf man in dieser freiesten aller Republiken nur das, was ausdrücklich gestattet ist. Alles andere ist bei schwerster Strafe verboten. Warum soll man da murren? Man gewöhnt sich an jeden Zustand."

Er kaute weiter. Gerds Gesicht hatte einen bedenklichen Ausdruck angenommen.

„Ja, das muß wohl so sein, man gewöhnt sich daran." Er atmete tief auf. „Aber mir wird es doch reichlich schwer. Dies war die erste Kontrolle. Sie ermutigt nicht gerade."

„Was sagst du? Na, nun mach aber keine Witze. Das war doch wirklich ein ganz Feiner. Ich wollte, es wären alle so vernünftige Kerle, wie dieser Landstraßengeneral eben. Wirst noch andere kennenlernen." Er wehrte nachlässig mit der flachen Hand ab. „Die meisten kann man auch ohne Uniform schon erkennen. Diese aufgeschwemmten Kujone! — Ich habe sie alle kennengelernt, alle Klassen und Gattungen. Die-

ser eben war ein Mensch. Aber die andern? Die glauben, sie erfüllen ihre Aufgaben, wenn sie hinter uns her sind, und halten sich für pflichtbewußte Beamte, wenn sie einen Tippelbruder ins Arbeitshaus gebracht haben. Na, reden wir nicht davon. Schwamm drüber! Wirst die Nase auch noch vollkriegen. Aber eines merke dir: Wenn die Bande dich ärgern will, dann mache sie lächerlich. Halte Ansprachen, lange Reden, schimpfe auf deren Obrigkeit, verhöhne ihre Paragraphen, mach überhaupt alles, was diesen Verordnungsseelen mit ihrem verliehenen Charakter ein Greuel ist. Sei nur ein Mensch, habe dich bloß nicht wie ein polizeilich gemeldetes und behördlich eingeschriebenes Gesellschaftsmitglied und makelfreier Republikaner, sondern zeige ihnen, daß dir auch einmal ganz gefährlich die Galle überlaufen kann. Sollst dann einmal sehen, wie höflich sie plötzlich werden. Ich hab's sooft erlebt. Man straft sie am empfindlichsten, wenn man ihnen als Verächter ihrer heiligen Gesetze erscheint. Glaube es mir, sie lassen einen laufen, wenn sie einen auch eine Stunde lang im Spritzenhause eingesperrt halten. Dann aber kommen sie schneller als man es erwartet und machen die Türen und Tore weit auf, nur, um nicht die lästerlichen Reden auf ihre lächerliche Staatsordnung mitanhören zu müssen. Du guckst mich an. Es ist schon so. Die fürchten nämlich, daß ihnen bei solchen Reden der letzte schäbige Rest ihres Glaubens an die Einzigartigkeit ihrer Gesellschaftsmoral zum Teufel geht und daß sie damit den ihnen verliehenen Charakter verlieren, den man auch ‚sichere Lebensstellung' nennen kann. Hast du mich nun verstanden? Also, Kamerad, fluchen, lästern, verhöhnen und schimpfen — aber — nach einem System."

Gerd mußte über diese Einfälle lachen.

„Nach welchem System? Ich möchte dieses System wohl kennenlernen."

„Das kannst du nicht kennenlernen. Du hast es oder wirst es nie begreifen. Mit dem System ist es wie mit dem Takt. Wenn man ihn nicht hat, fehlt er einem immer am meisten."

Er aß gemütlich den Rest des Brotes, das er in der Hand hielt.

„Wohin gehst du?"

Gerd reckte sich.

„Darüber bin ich mir noch nicht ganz klar. Ich habe wohl vor, jetzt erst nach Westfalen runter und dann ins Rheinland."

„Allein?"

„Nicht unbedingt", erwiderte Gerd abwartend.

„Gut, machen wir zusammen. Bist ja noch ein Neuer und wirst darum froh sein, einen erfahrenen Kunden begleiten zu können. Du mußt noch viel lernen, zumal als Bankbeamter."

Gerd wehrte ab.

(Fortsetzung folgt in Heft 23.)



Daran habe ich nicht gedacht!

Hans, Dieter und Ursel hatten Muttis Freundin ganz mit Beschlag belegt. In der hintersten Gartenecke hockten sie miteinander bei einem Käfer und einem Regenwurm und Tante Martha erzählte von Riesenschlangen und Nashörnern und anderen seltsamen Tieren. Die Mutter konnte die Tante gar nicht loseisen, die Kinder wollten immer noch mehr wissen. „Nun laßt endlich Tante Martha zufrieden, nächstens geht sie mal mit Euch in den Zoo." Mit dieser Verheißung war das Lösegeld gezahlt. Als nachher am Teetisch Tante Martha fragte: Wann geh ich denn nun am besten mal mit den Kindern in den Zoo?, wehrte die Mutter ab. So war's doch nicht gemeint. Das hätte sie doch nur so gesagt, um die Quälgeister zum Schweigen zu bringen. Auf Tante Marthas Einwand, die Kinder hätten das aber sicher als ein Versprechen aufgefaßt, kam der Gegeneinwand, daß die Kinder das bestimmt bis morgen vergessen hätten. „Hunderte von Beispielen kann ich Dir anführen, wie schnell Kinder in dem Alter (Hans der Aelteste ist 7, Ursel 4 Jahre alt) vergessen". Ob sie aber ein Ihnen gegebenes Versprechen vergessen? Tante Martha war nachdenklich geworden.

„Als ich das erste Jahr zur Schule ging", erzählte sie, „war ich der auserkorene Liebling von ein paar Mädels der obersten Klasse, die in allen Pausen mit mir spielten. Eines Tages verabredeten sie miteinander für den kommenden Sonnabend einen Ausflug nach dem Aussichtsturm unseres Heimatortes. Sie scherzten mit mir, ob ich mitkommen wollte. Ich war selig und ließ mir ausdrücklich versichern, daß sie mich abholen wollten. Den ganzen Sonnabend Nachmittag drückte ich mir die Nase am Fenster platt. Alle Vorstellungen von Mutter und Mädchen, daß die großen Mädels lieber allein gingen, daß sie mich vergessen hätten, daß das nur ein Scherz gewesen sei, wies ich mit dem zuversichtlichen Bemerken zurück: sie haben es mir doch versprochen. Noch heute meine ich zu spüren, wie langsam in mir etwas ganz starr wurde. Als mich dann die Mutter zur Abendsuppe führte und mich streichelte mit den Worten „liebes, kleines Närrchen", war für mich das Vertrauen zur Menschheit entscheidend erschüttert. Die großen Mädchen verachtete ich seitdem.

Die Mutter sagte nicht viel, wollte aber natürlich Tante Martha nicht abhalten, mit der kleinen Bande in den Zoo zu ziehen, wenn sie sich verpflichtet fühle. Als Tante Martha zum Lebewohl sagen in die Kinderstube kam, stürzte Dieter auf sie los: „Gehst du wirklich mit uns in den Zoo?" Hans hatte sein kleines Herz schon gewappnet und wehrte dem Bruder: „Das hat Mutter doch bloß so gesagt." Die Tante wunderte sich nicht, aber es betrübte sie, als Hans ihr beim Herausgehen ans Ohr sprang und eindringlich fragte: „Ist es wirklich dein Ernst?"

S—s.

Kinder sind kostbares Gut!

Notiz in der Tagespresse: Nachdem die Eheleute X. gestern Abend ihr vierjähriges Söhnchen zur Ruhe gebracht hatten, entfernten sie sich gegen 8 Uhr auf einige Zeit aus ihrer Wohnung. Während dieser Abwesenheit erwachte das Kind, kletterte aus dem Bettchen, öffnete das Fenster und sah vermutlich nach den Eltern aus. Dabei verlor es das Gleichgewicht und stürzte aus dem vierten Stock auf den Hof hinab.

Man sollte doch wirklich kleine Kinder niemals ohne Aufsicht lassen!

Die Eltern müssen sich ernst und gewissenhaft mit der Frage auseinandersetzen, ob ein Kinobesuch oder ein anderes abendliches Vergnügen wirklich zu verantworten ist, wenn man darum die Kinder allein lassen muß.

Fragegeister — Plagegeister?

Oft hört man von einer Mutter die Klage: Das Kind ist ein ganz schrecklicher Fragegeist; ist man unterwegs, so hat man nicht eine Minute Ruhe vor dieser Fragerei!

Was soll man dazu sagen?

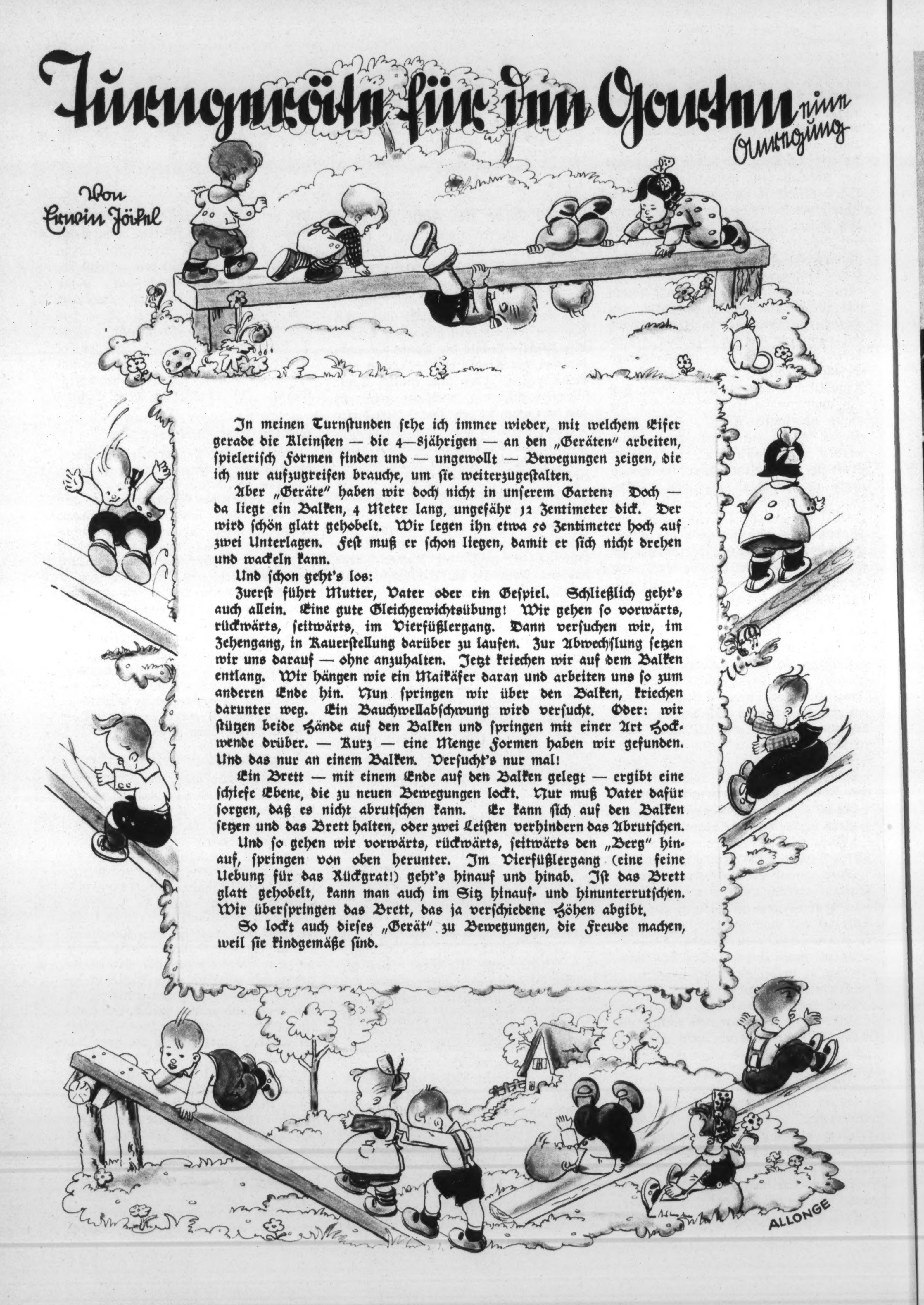
Eine kleine Beobachtung, die ich kürzlich in der Eisenbahn machte, kann vielleicht einen Weg weisen.

Vater und Sohn stiegen ein; der Vater groß und kräftig, im Sporthemd, barhäuptig, der Sohn, etwa siebenjährig, war Vaters Ebenbild. Sie hatten Körbe mit Obst bei sich; vielleicht kamen sie von draußen, von einem Stückchen Eigenland wieder zurück. Die knappen Worte, die zwischen ihnen hin und her gingen, zeigten gleich die gute Kameradschaft. Der Zug fuhr an einem Kraftwerk vorbei. Die großen Kräne waren im Betrieb, mächtige Greifer faßten nach den Lasten. Der Junge fragte. Wohl antwortete der Vater, aber auch e r fragte! Wie der Junge sich wohl dies und das vorstelle — der Knabe dachte nach, ernst und ganz bei der Sache. Er gab Antwort, der Vater nickte oder berichtigte.

So ging das Gespräch zwischen Vater und Sohn, ein verständiges, förderndes Gespräch.

Turngeräte für den Garten
eine Anregung

Von Erwin Jöckel



In meinen Turnstunden sehe ich immer wieder, mit welchem Eifer gerade die Kleinsten — die 4—8jährigen — an den „Geräten“ arbeiten, spielerisch Formen finden und — ungewollt — Bewegungen zeigen, die ich nur aufzugreifen brauche, um sie weiterzugestalten.

Aber „Geräte“ haben wir doch nicht in unserem Garten? Doch — da liegt ein Balken, 4 Meter lang, ungefähr 12 Zentimeter dick. Der wird schön glatt gehobelt. Wir legen ihn etwa 50 Zentimeter hoch auf zwei Unterlagen. Fest muß er schon liegen, damit er sich nicht drehen und wackeln kann.

Und schon geht's los:

Zuerst führt Mutter, Vater oder ein Gespiel. Schließlich geht's auch allein. Eine gute Gleichgewichtsübung! Wir gehen so vorwärts, rückwärts, seitwärts, im Vierfüßlergang. Dann versuchen wir, im Zehengang, in Kauerstellung darüber zu laufen. Zur Abwechslung setzen wir uns darauf — ohne anzuhalten. Jetzt kriechen wir auf dem Balken entlang. Wir hängen wie ein Maikäfer daran und arbeiten uns so zum anderen Ende hin. Nun springen wir über den Balken, kriechen darunter weg. Ein Bauchwellabschwung wird versucht. Oder: wir stützen beide Hände auf den Balken und springen mit einer Art Hockwende drüber. — Kurz — eine Menge Formen haben wir gefunden. Und das nur an einem Balken. Versucht's nur mal!

Ein Brett — mit einem Ende auf den Balken gelegt — ergibt eine schiefe Ebene, die zu neuen Bewegungen lockt. Nur muß Vater dafür sorgen, daß es nicht abrutschen kann. Er kann sich auf den Balken setzen und das Brett halten, oder zwei Leisten verhindern das Abrutschen.

Und so gehen wir vorwärts, rückwärts, seitwärts den „Berg“ hinauf, springen von oben herunter. Im Vierfüßlergang (eine feine Uebung für das Rückgrat!) geht's hinauf und hinab. Ist das Brett glatt gehobelt, kann man auch im Sitz hinauf- und hinunterrutschen. Wir überspringen das Brett, das ja verschiedene Höhen abgibt.

So lockt auch dieses „Gerät“ zu Bewegungen, die Freude machen, weil sie kindgemäße sind.

Was können unsere Kinder werden?



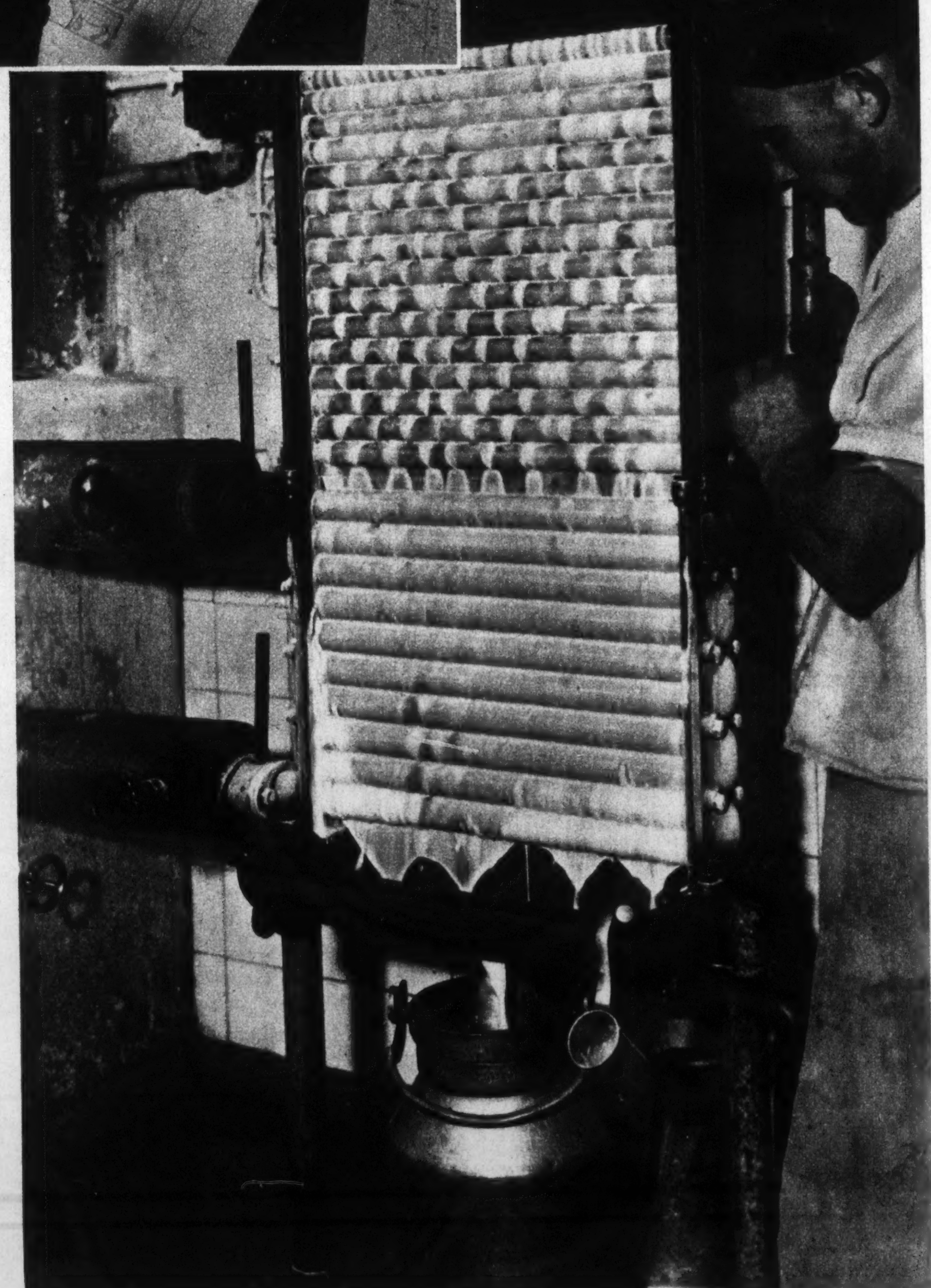
Der Melker

Im Bauernhof ist der Kuhstall seit Alters Herrschaftsbereich der Bäuerin, die mit ihren Töchtern und Mägden zusammen das Vieh besorgt. Wo aber die Milchviehhaltung sich so vermehrt, daß sie zur Hauptsache des ganzen Betriebes wird, oder wo die Betriebsgröße über die einer Bauernwirtschaft hinausgeht, da beginnt die Arbeit des männlichen Melkers. Der Melkerberuf entstand zuerst in der hochentwickelten Rindviehwirtschaft der Schweiz, daher trug das männliche Stallpersonal lange Zeit den Namen „Schweizer“. Denn tatsächlich waren es auch zuerst Schweizer, die als Obermelker die Betreuer planmäßiger Stallordnung und Milchwirtschaft in Deutschland und anderswo wurden. Heute hat sich das Deutsche Reich in 28 Melkerschulen für die Ausbildung eines hochwertigen, leistungsfähigen Stallspezialisten längst selbständig gemacht, die Berufsbezeichnung „Schweizer“ ist also unzutreffend geworden und daher aufgegeben. Mit der Entwicklung des Molkereiwesens hat sich auch die ursprünglich mit dem Schweizerberuf mitverbundene Butter- und Käsebereitung als ein besonderer Beruf der Milchwirtschaft abgetrennt, so daß jetzt der Melker sich ausschließlich mit der Sorge für das ihm anvertraute Vieh zu beschäftigen hat. Welche Bedeutung eine planmäßige Zucht und Aufzucht, die sachgerechte Fütterung und Stallhaltung, nicht zuletzt ein richtiges Melken, und damit also die Leistung des Melkers, für die gesamte Milchwirtschaft hat, zeigen ein paar Zahlen. „Die Durchschnittsleistung der in Deutschland vorhandenen 10 Millionen Kühe beträgt noch nicht ganz 2400 kg Milch je Kuh und Jahr. Bei richtiger Fütterung und sachgemäßem Melken läßt sich diese Durchschnittsleistung je Kuh und Jahr erheblich steigern. Die unter Leistungskontrolle stehende Durchschnittskuh, die im Jahre 1924 2982 kg Milch lieferte, ergab 1935 bereits 3729 kg.“ Und das sind keineswegs die höchsterreichbaren Leistungen; denn die bewegen sich bei einzelnen hervorragenden Zuchtkühen zwischen 8582 und 11794 kg im Jahre! Wie der Anteil des Melkers an der Steigerung von Milchmenge und Milchgüte eingeschätzt wird, erweist sich aus der Tatsache, daß die Melker heute zu den gesuchtesten und bestbezahltesten landwirtschaftlichen Spezialarbeitern gehören. Es ist ein ausgesprochener, sehr fühlbarer Mangel an ihnen, so daß dieser Beruf tüchtigen Jungen sehr empfohlen werden kann.





Allerdings nur tüchtigen und gesunden Jungen von kräftiger Konstitution. Tuberkulose, Skrophulose und andere Infektionskrankheiten, Neigung zu Hauterkrankungen (Ausschlägen, Furunkulose usw.) schließen wie von anderen Nahrungsmittelberufen selbstverständlich auch vom Melkerberuf aus. Deshalb hat der Melkermeister, der einen Jungen als Lehrling einstellt, das Recht, ein ärztliches Zeugnis zu verlangen. Auch bewegliche Glieder, vor allem vollständige (nicht verkrüppelte und nicht durch fehlende Finger in ihrer Verwendbarkeit behinderte) Hände sind eine natürliche Voraussetzung für den Melker; dagegen schaden ihm Kurzsichtigkeit oder Schwerhörigkeit nicht im Berufe. Als Schulbildung genügt die Volksschule vollauf, man nimmt auch mal mit der Entlassung aus der zweiten Klasse fürlieb, wenn der Anwärter sonst gut geeignet ist . . . doch bringen es freilich nur Geweckter auch zu gehobeneren Stellungen als Obermelker, als selbständiger Melkermeister usw. *Drei charakterliche Eigenschaften* muß der zukünftige Melker aber auf alle Fälle in seinen neuen Beruf mitbringen: *Tierliebe*, *Gewöhnung an Reinlichkeit und Ordnung*, endlich eine große *Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit*. Unter der Tierliebe ist nicht gemeint, daß er den sachverständigen Umgang mit Tieren schon beherrschen sollte . . . den übt er ja vom ersten Tage an als Lehrling. Es gibt aber rohe, ungeduldige und nervöse Jugendliche, die auch mit der besten Anleitung und unter ständigen Ermahnungen nicht zu guten Tierhaltern werden. Deshalb ist mangelnde Tierliebe für den Melkermeister ein Grund, den Lehrling wieder zu entlassen. Daß ein unreinlicher Junge als Melkerlehrling nicht geduldet werden kann, versteht sich wohl von selbst; ohne strenge Ordnung ist aber die Reinlichkeit auch in einem musterhaft eingerichteten Kuhstall nicht zu erreichen. Von der Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit des verantwortlichen Melkers hängt die Gesundheit des Viehs und die nötige Steigerung des Milchertrages in hohem Maße ab. Unpünktliches Melken, unordentliches Ausmelken schädigt die Gesundheit der Kuh und die Milchleistung. Der Melker hat keine Sonn- und Feiertage, an denen die Arbeit ruht oder zu späterer Stunde getan werden darf. An seinen freien Tagen und in seinem Urlaub muß er also durch einen völlig verläßlichen und verantwortungsbewußten Berufskameraden vertreten sein.



Das Melken ist keineswegs die einzige wichtige Arbeit des Melkers, wenn er auch nach ihr heißt und sich dabei sozusagen die Probe auf sein gesamtes tierpflegerisches Können machen läßt. Er hat die gesamte *Stallreinigung* und *Tierpflege* der ihm anvertrauten Milchkühe und Kälber, natürlich auch des Zuchtbullen, zu versorgen, das *Futter* zuzubereiten und die *Geburten* zu überwachen, auch alle *Krankheitsanzeichen* zu beobachten, um rechtzeitig den Tierarzt rufen zu können. Es hört sich zunächst fast komisch an, wenn der Leiter der größten deutschen Melkerschule sagt, daß der — Misthaufen die Visitenkarte des geschulten Melkers sei; aber er hat doch recht, ebenso recht, wie der Bauer, dessen geübtes Auge am Misthaufen schon sieht, wie ein Bauernhof im Stande ist, den er zum ersten Male betritt. Ohne richtige Stallpflege kann der Misthaufen nicht sachgerecht und in Ordnung sein. Die gute Tierpflege aber setzt einen gut gehaltenen Stall voraus. Der Melkerlehrling muß lernen, wie er die Kuh zu reinigen hat, damit sie sich wohlfühlt und gesund bleibt: hier mit Bürste und Striegel zusammen, dort mit der Striegel allein, an den empfindlichen Stellen allein mit der Bürste. Und wenn die Zubereitung des Futters auch die Sache des Meisters oder zum mindesten eines erfahrenen Gehilfen ist, muß der Lehrling doch auch da bald wissen, worauf es ankommt. Hier vor allem sind dem strebsamen Melker auch landwirtschaftliche Kenntnisse außerhalb seiner besonderen Berufsarbeit nützlich: stammen doch Rauhfutter, Kartoffeln, Kleie und Rübenschnitzel, nicht zuletzt die wirtschaftswichtige Silage meist aus dem gleichen Betrieb, dem der Stall angehört, und ist doch die Fütterungskunde in beträchtlichem Maße auch von Kenntnissen über die natürliche Gewinnung, Behandlung und Lagerung des Futters abhängig. — Daß der Reichsnährstand Melkerlehrlinge nur noch in Zuchtbetrieben zuläßt, zeigt deutlich, wie hoch auch eine gute züchterische Ausbildung für diesen wichtigen und zukunftsreichen Beruf eingeschätzt wird. Allerdings ist dem Melker hier wie in der Behandlung von Tierkrankheiten eine deutliche Grenze gesetzt: die normale Geburt und leichte Erkrankungen der Tiere sind Melkersache, für schwere Geburten und schwerere Krankheiten ist nur der Tierarzt zuständig. Um Kurpfuschereien von Melkern hintanzuhalten, ist ihnen die Geburtshilfe in einem fremden Stall ausdrücklich verboten.

„Zur Steigerung des Milchertrages einer Kuh gehört aber vor allem ein gesund gehaltenes und richtig gepflegtes Euter. Hier liegt die Hauptaufgabe und die größte Verantwortung des Melkers. Er muß darum über den Bau und die Funktion des Euters gründlich Bescheid wissen, muß das normal gestaltete Euter von außen und innen kennen, er muß wissen, wodurch ein Euter verunstaltet und in seiner Leistungsfähigkeit beeinträchtigt wird. Nur aus so genauer Kenntnis des Melkvorganges kann der Melker auch praktisch richtig und gut melken. Denn er soll ja auch schwer melkbare Euter noch leistungsfähig erhalten und sogar in ihrer Leistung steigern. *Die Kuh ist keine Maschine,*" sondern ein lebendiges Wesen, und ihre Nerven sind sogar sehr entscheidend mit an der Milchgewinnung beteiligt. Der Melkvorgang stellt sich als eine für die Kuh angenehme Massage dar, die mit entsprechendem Feingefühl und unter Ausschaltung jeder Ablenkung und Störung für das Tier geschehen muß. Sonst sinkt sogleich der Ertrag und die Kuh wird außerdem noch geschädigt. Da überdies nicht bei jeder Kuh dieselben Melkgriffe angewendet werden können, muß schon der junge Melker sich an die ganze Melktechnik und die nötigen Erfahrungen anzueignen suchen, um tadellose Arbeit leisten zu können.

Nach zweijähriger Lehre bei einem staatlich geprüften und von der zuständigen Landesbauernschaft als Lehrmeister bestätigten Melkermeisters besucht der Lehrling einen 8wöchigen Gehilfenkursus in einer Melkerschule und legt dort anschließend seine Gehilfenprüfung ab. Nach wenigstens sechsjähriger Gehilfenzeit kann er sich zu einem 4wöchigen Meisterkursus an einer Melkerschule melden und dort die Meisterprüfung ablegen. Diese Prüfung allein berechtigt ihn allerdings noch nicht zur Einstellung eines Lehrlings, er muß außer der Meisterprüfung auch in einer Wirtschaft mit Zuchtbetrieb (nicht nur in einer Abmelkwirtschaft) tätig sein und muß in einer Probezeit wenigstens einen Lehrling mit Erfolg zur Gehilfenprüfung gebracht haben. Zwei Lehrlinge gibt es nur in größeren Betrieben, mehr als zwei dürfen in einem Betrieb überhaupt nicht eingestellt werden. Mit dieser Bestimmung wird erreicht, daß der Lehrmeister sich entsprechend um die praktische Ausbildung seines Lehrlings kümmern kann. Denn da der Meister, auch als Angestellter eines Betriebes, für den Stall und seine Leistung ganz selbstverantwortlich ist, hat er ein hohes Interesse daran, wohlausgebildete und völlig verläßliche Hilfskräfte heranzubilden, die mit ihm zusammen das große Vertrauen rechtfertigen, das den Melkern ein so wertvolles Stück unseres Volksvermögens zu treuen Händen übergeben hat.

Hans Hajek.

Die Zitate in diesem Aufsatz stammen aus dem für die Melker-Erziehung bestimmten Büchlein des Landwirtschaftsrats *Arnold Besser*, Leiters der Melkerschule Luisenhof bei Oranienburg: Der Einfluß guten Melkens auf den Milchertrag. Berlin 1937 bei Paul Parey. Preis 65 Pf.



Sport und Turnen als Frauenberuf

Von Gerda Simons

Aufnahmen: Colsman (Atlantic)

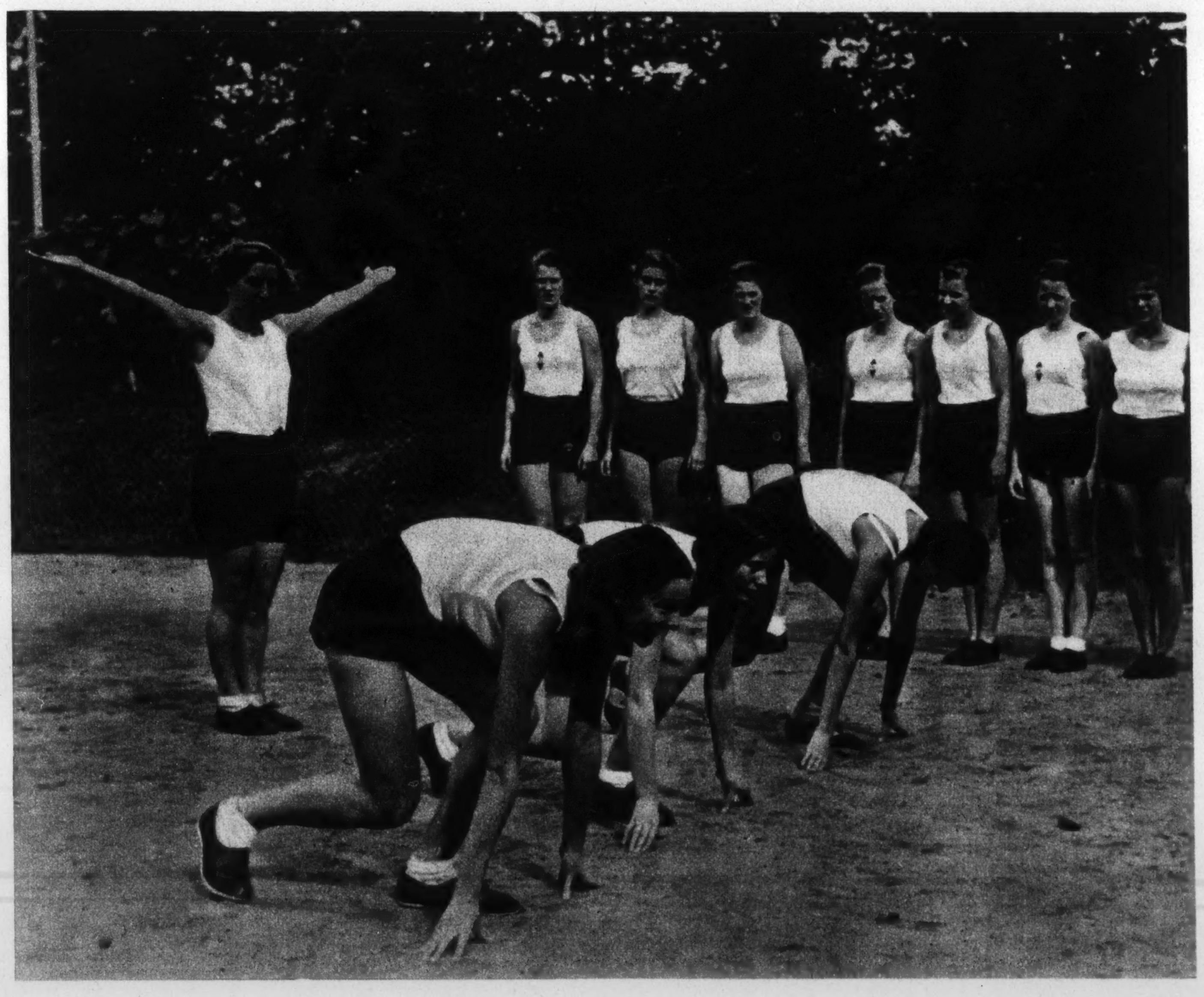


Es gibt heute nur wenige, ausgesprochen männliche Sportarten, wie Boxen und Schwerathletik, in denen die Frauen sich nicht betätigen. Mit einem natürlichen und selbstverständlichen Wohlgefallen freuen wir uns an den Leistungen der Springerinnen und Läuferinnen, an der Kraft der Diskus- und Speerwerferinnen. Wir sind stolz auf unsere Meisterinnen im Skilauf, im Fechten, im Tennisspiel und Eiskunstlauf, und wenn die deutschen Sportlerinnen auch im Schwimmen und Rudern voriges Jahr keine goldenen Olympiamedaillen heimgebracht haben, so lieben und pflegen doch viele auch den nassen Sport. Selbst im Reich der Lüfte haben sich Frauen durch hervorragende sportliche Leistungen einen Namen gemacht. Man möchte es angesichts solcher Erfolge und der großen Zahl sporttreibender Frauen kaum glauben, daß wir es hier mit einer Errungenschaft des

20. Jahrhunderts zu tun haben. Welch einen Hohn und Spott, wieviel moralische Entrüstung mußten die mutigen Vorkämpferinnen des weiblichen Sports im 19. Jahrhundert über sich ergehen lassen! In welchen Kostümen mutete man den Frauen zu, sich sportlich zu betätigen! Gelegentlich der 700-Jahrfeier der Stadt Berlin hatte das „Kaufhaus des Westens" den Badeanzug — eigentlich müßte man sagen das Badekleid (mit langen Beinkleidern und noch einem schamhaften Röckchen, Kragen und Volants) aus Großmutters Zeit dem heutigen Schwimmanzug gegenüber gestellt. Unvorstellbar ist für uns, daß man damals Tennisspielen, Radeln und Eislaufen konnte in Röcken, die bis zum Knöchel reichten. Es mußte sich erst ein natürlicheres Verhältnis zwischen den Geschlechtern entwickeln, das den Anblick von Frauenbeinen für Männeraugen ohne sittliche Gefährdung erträglich machte, es mußte sich erst mit der wachsenden Einsicht in die Bedeutung der Leibesübungen für die Gesunderhaltung des menschlichen Körpers die Erkenntnis durchsetzen, daß der Frauenkörper der Kräftigung durch Turnen und Sport genau so bedarf wie der männliche Organismus, besonders, wenn — wie das in wachsendem Maße der Fall ist — die Frau in der Berufsarbeit einer einseitigen Beanspruchung ausgesetzt ist.

Schon vor den Sportlerinnen haben sich die Turnerinnen ein Recht auf Betätigung erworben; im Rahmen der Deutschen Turnerschaft, die heute im Reichsbund für Leibesübungen aufgegangen ist, gab und gibt es in allen größeren Orten auch Frauengruppen. Freilich lag bis in die letzte Zeit hinein die Führung meist in männlicher Hand, und die Frauen haben sich immer mehr dem jüngsten Zweig der Leibesübungen, der Gymnastik, zugewandt. Erst neuerdings erfährt das Frauenturnen unter der Betreuung einer weiblichen Referentin im Reichsbund für Leibesübungen und dank dem lebhaften Interesse des BdM. wieder einen Aufschwung.

Obgleich das Reichs- und Preußische Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung im Juni 1936 für Turn-, Sport- und Gymnastiklehrer und -lehrerinnen eine einheitliche Prüfungsordnung herausgegeben hat, mit dem für alle verbindlichen Prüfungsfach „Grundlagen der körperlichen Erziehung", so ist doch die Ausbildung und spätere Betätigung der Lehrkräfte in diesen drei Gruppen recht verschieden. Insbesondere grenzen sich die Turn- und Sportlehrer gegen die Gymnastik ab durch ihre grundsätzliche Voranstellung des Leistungsgedankens und das Bekenntnis zum Leistungs*wettkampf*. Schon die Fachausdrücke „Ausgleichsgymnastik", „Heilgymnastik" oder „Orthopädische Gymnastik" deuten an, daß Gymnastik hinzielt auf eine Bewegung, die auf der Anatomie des menschlichen Körpers aufgebaut ist, die die Eigenart des einzelnen Körpers berücksichtigt und Ausdruck des persönlichen Körpergefühls sein soll. Für die Turner und Sportler dagegen ist ihr Körper das Instrument, um ganz bestimmte Leistungen zu vollbringen. Natürlich geht es auch bei ihnen nicht ohne Kenntnisse des menschlichen Körpers, aber die Anforderungen, die an den einzelnen gestellt werden, sind normiert. Den großen Beifall, den die deutschen Turnerinnen auf der Olympiade ernteten und jüngst wiederum die Turnerinnen der Berliner Schulen beim Festspiel zur 700-Jahrfeier der Stadt Berlin, beruhte nicht nur auf der An-



erkennung der schwierigen Uebungen, die sie ausführten, sondern vor allem auf der Bewunderung für die unerhörte Exaktheit, mit der Hunderte im absolut gleichen Rhythmus dieselbe Bewegung ausführten.

Es ist selbstverständlich, daß die Turn- und Sporlehrerin alles Können, zu dem sie ihre Schülerinnen hinführen will und soll, selbst beherrschen muß, sie muß außerdem die Fähigkeit besitzen, die Schülerinnen mit Erfolg zu unterweisen. Deshalb gehört zu jeder Prüfung eine Lehrprobe — meist sogar je eine mit Anfängern und Fortgeschrittenen, in der „der Prüfling sein Lehrgeschick nachzuweisen hat".

Man muß sich darüber klar sein, daß gerade im Turn- und Sportunterricht die schärfste Disziplinierung vieler Menschen von der Lehrerin ein großes Maß natürliche Autorität verlangt, ohne das sie sich schwerlich durchsetzen wird. Die Frage: kann sie vor der Front stehen? ist unter den Fachleuten für die Berufseignung die entscheidende Frage.

Wer etwas von der Geschichte der Deutschen Turnerschaft und der deutschen Sportverbände weiß, dem ist bekannt, daß von jeher in diesen Organisationen die körperliche Ertüchtigung nicht nur um ihrer selbst willen getrieben wurde, daß sie vielmehr als ein hervorragendes Mittel charakterlicher Erziehung, als eine Schulung zu nationaler Disziplin galt. Das ist auch heute noch so, ja im nationalsozialistischen Deutschland steht nach des Führers eigenen Worten die körperliche Ertüchtigung an erster Stelle aller Erziehungsarbeit, „es dürfte kein Tag vergehen, an dem nicht der junge Mensch mindestens vormittags und abends je eine Stunde lang körperlich geschult wird." Den so vielfach abgelehnten Boxsport hebt der Führer als besonders charakterbildend hervor. So ist es denn selbstverständlich, daß vom Erzieher zu körperlicher Tüchtigkeit eine innere Einstellung erwartet wird, die ihn befähigt, auch gesinnungsmäßig auf seine Schüler zu wirken. Die Prüfung im Hauptfach „Grundlagen der körperlichen Erziehung" erstreckt sich auf die Themen: die politische Leibeserziehung, Leibesübungen als Mittel der Charaktererziehung und der Gemeinschaftsbildung, Entwicklung und Leistungen des nationalsozialistischen Staates.

Erst die hier mehrfach zitierte Prüfungsordnung aus dem vorigen Jahr hat den Beruf der freien Turn-, Sport- oder Gymnastiklehrerin zu einem staatlich anerkannten gemacht und durch die Prüfungsbestimmungen der Ausbildung ein einheitliches Ziel gegeben, gleichzeitig hat sie die verschiedenen Schulen, die sich mit der Ausbildung der Lehrkräfte befassen, der Aufsicht der Schulbehörden unterstellt. Die Neueröffnung solcher Schulen bedarf seitdem der ministeriellen Genehmigung. Während es nun zahlreiche Gymnastikschulen für Frauen gibt, und ein Mädel, das sich dem Beruf der Gymnastiklehrerin widmen will, unter vielen „Richtungen" die Auswahl hat, ist die Zahl der Ausbildungsstätten für Turn- und Sportlehrerinnen begrenzt. Für die Ausbildung männlicher Lehrer sind an der Reichsakademie für Leibesübungen Kurse eingerichtet, für weibliche Lehrkräfte stehen aber bisher nur die Institute für Leibesübungen an den Universitäten zur Verfügung.

Diese Institute haben in erster Linie die Aufgabe, Turn- und Sportlehrer und -lehrerinnen für den Unterricht an den höheren Schulen auszubilden, die sogenannten „Turnphilologen". Der Volksschullehrer (und die -lehrerin) erwirbt im Rahmen seiner Ausbildung auf der Hochschule für Lehrerbildung auch die Befähigung zum Turnunterricht an der Volksschule, der Turnphilologe(philologin) aber muß 4 Semester an einem Institut für Leibesübungen gearbeitet haben, ehe er sich zur Staatsprüfung melden kann. Seine bzw. ihre Anstellung im höheren Schuldienst kommt indessen erst in Frage, wenn sie für zwei weitere Lehrgebiete durch Hochschulstudium die Lehrbefähigung erworben haben. Ein Mädel, das die staatliche Turnprüfung für den Schuldienst gemacht hat, kann natürlich auch anderweit als ‚freie' Turnlehrerin Beschäftigung suchen, sie muß dann nur für sportliche Unterrichtsfächer, in denen sie auf dem Universitätsinstitut nicht ausgebildet wurde, die Prüfung nachholen. Für Abiturientinnen ist also die Sache ziemlich einfach.

Um dem großen Bedürfnis Rechnung zu tragen, das heute beim BdM., aber auch beim Reichsbund für Leibesübungen und bei der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" besteht, hat der Erziehungsminister gestattet, daß die Institute für Leibesübungen auch Mädchen ohne Hochschulreife zu einer zweisemestrigen Ausbildung mit ausdrücklicher Genehmigung zulassen; diese erwerben dann die Befähigung als „freie" Turnlehrerinnen. Aussicht auf Zulassung haben solche Mädels, die sich turnerisch und sportlich bereits hervorgetan haben, sei es, daß sie innerhalb des Reichsbundes für Leibesübungen als Wettkämpferinnen Erfolg hatten, oder daß sie sich im BdM. als Führerinnen ausgezeichnet haben. Der Weg über den BdM. spielt eine besondere Rolle, denn der BdM. ist an der Heranbildung tüchtiger Untergausportwartinnen sehr interessiert. Am Institut für Leibesübungen der Universität Marburg ist ein besonderer einjähriger Lehrgang für solche zukünftigen Sportwartinnen eingerichtet; er umfaßt jeweils 60 Teilnehmerinnen. Die Mädels werden aus den Führerinnen im BdM. ausgesucht, müssen die Obersekundareife haben und 18 Jahre alt sein. Die Reichsleitung des BdM. hofft, in absehbarer Zeit eine eigene Schule zur Ausbildung ihrer Sportwartinnen eröffnen zu können, um den wachsenden Bedarf durch Kräfte zu befriedigen, die eigens für die besondere Arbeit im BdM. geschult sind.

Aber auch über die Beteiligung an den Laienkursen und Wettkämpfen des Reichsbundes geht ein aussichtsreicher Weg. Der Reichsbund braucht für die Schulungsarbeit in den Kreisen Wandersportlehrerinnen, die in den einzelnen Ortsgruppen zunächst den grundlegenden Unterricht erteilen, ehe man die Leitung ehrenamtlich tätigen Laienwartinnen anvertraut. Ueber die Teilnahme an Schulungskursen, wie sie der Reichsbund für Wettkämpferinnen in den Gauen und in der Reichsakademie veranstaltet, führt der Weg durch Empfehlung des Reichsbundes zur beruflichen Ausbildung an einem Universitätsinstitut. Nicht nur im Reichsbund selbst bietet sich Gelegenheit zur beruflichen Betätigung, die NS-Gemeinschaft KdF. veranstaltet in allen größeren Städten Turn- und Sportkurse für Frauen und braucht dafür Lehrkräfte. Neuerdings werden auch in wachsender Zahl „Betriebssportgemeinschaften" gebildet und, sofern die Belegschaft auch aus Frauen besteht, braucht man für ihre Führung auch weibliche Lehrkräfte. Vorläufig wird der Unterricht in all diesen Kursen nur stundenweise honoriert, doch erstrebt das Sportamt von KdF. die Festanstellung von Lehrkräften.

Es muß ausdrücklich betont werden, daß gerade für die Arbeit mit Mädchen und Frauen das Turnen die wichtigste Rolle spielt und deshalb für jede Lehrerin die Grundlage bilden sollte. Die Lehrbefähigung für den einen oder anderen Sport — in Frage kommt an erster Stelle das Schwimmen — kann leicht durch eine Zusatzprüfung erworben werden. Solche Prüfungen werden an der Reichsakademie regelmäßig im Anschluß an die dort abgehaltenen Schulungskurse veranstaltet. Es wird viele gleich mir in Erstaunen setzen, daß Frauen für den Skisport keine Lehrbefähigung erwerben können — selbst eine Christel Cranz nicht —, weil die Abhaltung von Uebungsfahrten im Gelände zu hohe Anforderungen an die körperliche Kraft stellen kann, z. B. bei Unglücksfällen!

Wer die „Prüfung für Turn-, Sport- und Gymnastiklehrerinnen im freien Beruf" mit Erfolg abgelegt hat, bedarf vor der praktischen Betätigung noch der ausdrücklichen Unterrichtserlaubnis, die bei der zuständigen Schulbehörde einzuholen ist. Und außerdem muß er — vielmehr in unserem Falle sie — dem Reichsverband der Turn-, Sport- und Gymnastiklehrer beitreten, in dem heute alle freiberuflich tätigen Kräfte zusammengeschlossen sind.

Aus dem Wunderreich der Zahlen

3 × 37 = 111
6 × 37 = 222
9 × 37 = 333
12 × 37 = 444
15 × 37 = 555
18 × 37 = 666
21 × 37 = 777
24 × 37 = 888
27 × 37 = 999

33 × 3367 = 111111
66 × 3367 = 222222
99 × 3367 = 333333
132 × 3367 = 444444
165 × 3367 = 555555
198 × 3367 = 666666
231 × 3367 = 777777
264 × 3367 = 888888
297 × 3367 = 999999

1 × 9 + 2 = 11
12 × 9 + 3 = 111
123 × 9 + 4 = 1111
1234 × 9 + 5 = 11111
12345 × 9 + 6 = 111111
123456 × 9 + 7 = 1111111
1234567 × 9 + 8 = 11111111
12345678 × 9 + 9 = 111111111
123456789 × 9 + 10 = 1111111111

1 × 8 + 1 = 9
12 × 8 + 2 = 98
123 × 8 + 3 = 987
1234 × 8 + 4 = 9876
12345 × 8 + 5 = 98765
123456 × 8 + 6 = 987654
1234567 × 8 + 7 = 9876543
12345678 × 8 + 8 = 98765432
123456789 × 8 + 9 = 987654321

Wer weiß mehr?

★

Das wandernde Wort

Es war einmal ein Wort, dem gefiel es nicht mehr an seiner Stelle im Buch. Da wanderte es fort. Bald traf es unterwegs einen Mann. Dem gab es die Hand und trippelte voraus. Aber o weh — tief in die Erde mußte es mit. Mußte in dunklen Gängen Kohlenstaub schlucken. Nein — da entlief es. — Vom Laufen taten ihm die Füße weh und es setzte sich auf die Bahn. Tsch — tsch — fort ging es in lustige Höhen. Doch da wehte ihm der Wind so um die Ohren, daß es wieder entlief. — Und weil es nicht wieder eingefangen werden wollte, versteckte es sich hinter einem Mann, der eine Krone auf dem Kopfe trug. Aber ach — immer an einem Fleck der Erde stehen, gefiel ihm auch nicht. — Und es ging mit einem Stock auf die Wanderschaft — hinauf und hinunter führte der Weg. Doch das war ihm auch zu viel und es beschloß, auszuruhen und andere auf sich wandern zu lassen.

Wißt ihr nun, welches Wort auswanderte?

Buchstaben kommen zu Besuch

Zuerst war es ein Mädchen. Da kam ein Buchstabe. Der setzte sich zu dem Mädchen. Und gleich wurde es darin gebadet. Uff — war das naß! Da lief der Buchstabe wieder rasch davon und das Mädel rief ihre Schwester, die sie schnell abtrocknete. Da lief auch der Buchstabe davon und das Mädel war wieder allein. Da hüpfte ein neuer Buchstabe heran. Und schon war das Mädel ein schlanker Baum, der sich mit vielen anderen im Winde wiegte.

Könnt ihr's raten?



Diese beiden kleinen Kinder
Sind es nicht ganz arge Sünder?
Sich zu raufen, statt zu schlafen –
Müßte man sie nicht bestrafen?
Ach, es sind doch schlimme Knaben
Diese beiden schwarzen Raben!

Mutter Senta

Von Martha Roegner

Auf der Wiese bei Mutter Exners Häuschen führte die Glucke stolz ihre zwölf Küchlein spazieren. Aus der offenen Stalltür kam ein zärtliches Brummen, die Schecke hatte seit gestern ein Kälbchen und leckte es innig. In der Ecke des Stalles stand eine Heukiste, da lag die Mieze und leckte ebenso zärtlich ihre fünf Jungen, die waren auch erst seit wenigen Tagen da. Alle waren glücklich in der Wärme ihrer Liebe — nur ein Herz hatte Kummer, das war Senta, die junge Schäferhündin. Sie lag drinnen in der Wohnstube in einem Korbe und leckte ebenfalls zärtlich ihre beiden Kleinen — aber gestern waren es fünf gewesen! Sie jaulte und jammerte, suchte immer wieder und konnte sich nicht denken, wo sie hin sein konnten. Denn die Bäuerin hatte sie ganz heimlich verschwinden lassen. Es war besser so. Senta war nicht sehr kräftig, fünf waren zuviel für sie, und außerdem: Wohin denn später mit den Kleinen? Man wurde sie nicht los und gab sie schließlich in unsichere Hände, dann waren sie meist einem traurigen Los ausgeliefert. Nein, die Bäuerin hatte sie lieber bald wieder der Mutter Natur in den Schoß gelegt, da hatten sie keinen Schmerz zu leiden.

Aber Senta wollte sich nicht in ihren Verlust finden. Sie suchte in Haus und Hof, in Scheune und Stall — und fand die jungen Katzen. Lange stand sie tief versunken vor dem Genist, dann begann sie heftig die Kleinen zu lecken.

Die Mieze war gerade einmal ausgegangen und lauerte draußen an einem Mauseloch. Als sie nach einem Stündchen wiederkam, starrte sie entsetzt in ihr Nest, es waren nur noch zwei Kinderlein darin! Sie saß laut heulend über ihren Jungen, aber plötzlich schnüffelte sie hastig am Rande mit wilden Augen: Hund! Sie stürzte wie eine kleine Furie ins Haus zu Sentas Nest, riß ein Kleines heraus und trug es fort, kam eilig wieder, immer halblaut vor sich hinschimpfend, und holte das zweite, dann das dritte, und nun saß sie fest mit funkelnden Augen.

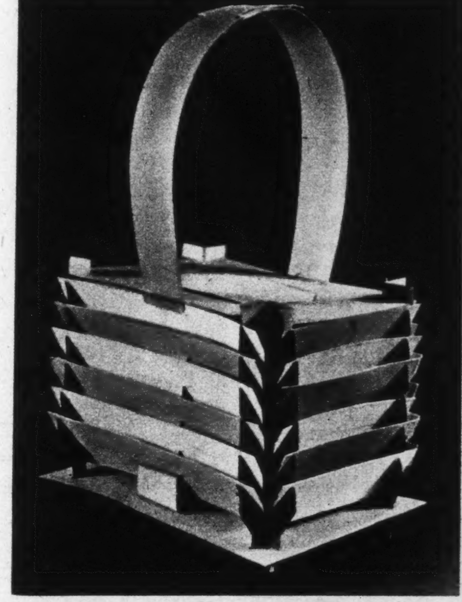
Senta hatte es ohne Gegenwehr geschehen lassen, aber sie schaute traurig drein, stand nach einer Weile auf und tappelte in den Stall. Da saß Mieze mit sprühenden Augen, aber Senta stand ganz still, beugte sich dann nieder und leckte ihr das Köpfchen, dann tappelte sie wieder weg.

Doch als Mieze am folgenden Tage wieder von einem Ausgang zurückkam, waren abermals nur noch zwei Kinder vorhanden. Sie brummte zornig und rannte, sie zu holen. Jetzt wurden die Kätzchen alle Tage hin- und hergeschleppt, raus und rein — raus und rein — Senta ließ sich's nicht ausreden. Immer nur drei holte sie, es ist also klar, bis fünf konnte sie zählen.

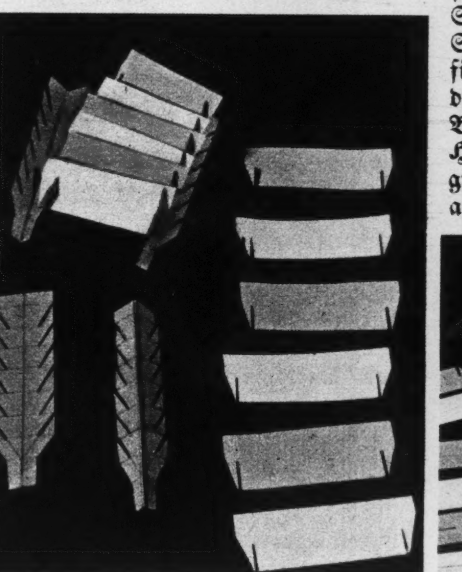
Die Bäuerin lachte Tränen, aber sie hatte Sorge um das Gedeihen der Kätzchen, nahm schließlich die ganze Kiste und setzte sie neben Sentas Korb in die Wohnstube. Nun gab Senta endlich Ruhe, aber oft, wenn die Mieze fortgewesen war, fand sie Senta in ihrer Kiste sitzen und ihre Kleinen tränken. Nun, dagegen hatte sie nichts; sie klopfte dann Senta energisch aufs Hinterteil, und diese kroch bescheiden in ihren Korb zurück. Schließlich fand Mutter Mieze es sehr angenehm, eine so tüchtige Kinderfrau zu haben, sie schloß innige Freundschaft mit Senta. Und Senta ist zeitlebens eine große Katzenfreundin geblieben.

Der Baukasten aus Pappstreifen

Eine interessante Beschäftigung für Regentage von Ursula Scherz



Wenn ihr alte Postkarten und Kartonpapier jeder Art nehmt, könnt ihr euch solche Streifen schneiden, wie die Bilder sie zeigen. Die Streifen erhalten an den Rändern Einschnitte und außerdem noch einen Einschnitt in der Mitte. Die Streifen macht ihr am besten in zwei Längen. Einige Streifen sind acht Zentimeter lang und drei breit und andere wieder sind ebenfalls drei Zentimeter breit und nur sechs Zentimeter lang. Wenn ihr Körbe und Schalen zusammenbauen wollt, braucht ihr auch noch besondere Ecken. Diese Ecken bestehen auch aus einem Kartonpapierstreifen. Man knifft sie in der Mitte und schneidet beide Seiten ein, so daß man in diese Einschnitte dann die Pappstreifen legen kann. Außer diesen Pappstreifen brauchen wir noch lange dünne Paierstreifen, die man als Henkel durch alle Einschnitte hindurchflicht. Den Boden der Körbe und Schalen macht ihr aus einem geraden Stück Kartonpapier. In den Ecken befinden sich dann Einschnitte, in die ihr die Eckpfosten einsteckt. Seht euch die Bilder gut an und versucht dann euer Heil. Es ist ganz einfach und macht großen Spaß. Ihr werdet dabei noch auf eine Menge neue Dinge kommen.





Anekdoten

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts unternahmen die deutschen Forschungsreisenden Wißmann und Pogge eine Expedition zu dem kriegerischen Stamm der Bapende. In einem Dorf waren ihnen beim Durchzug die Krieger des Stammes drohend entgegengetreten. Wißmann kehrte sich jedoch nicht daran, sondern ging mitten durch das Dorf, und zwar zu keinem anderen Zweck, als um Perlhühner zu schießen.

Als er aber, reich mit Beute beladen, zurückkommt, stellen sich ihm die Eingeborenen mit Waffengewalt entgegen. Ein vorlauter Negerknabe schreit ihm ein unflätiges Schimpfwort zu. Die Bapendemänner halten ihre Bogen und Pfeile schußbereit. Was aber macht Wißmann? Er gibt seine Flinte seinem Träger, geht auf den Negerjungen zu, nimmt ihn her, legt ihn über und verhaut ihm unbekümmert um die drohenden Neger das Hinterteil. Der Bann ist gebrochen, die Männer brüllen vor Lachen und Wißmann geht unangefochten weiter.

Der Millionär Vanderbilt, der im Jahre 1883 verstorbene Begründer des Welthauses Vanderbilt, saß eines Tages in Saratoga, einem amerikanischen Badeorte, auf der Veranda des von ihm bewohnten Hotels, als sich eine etwas auffallend gekleidete ältere Dame ihm näherte und ihn als alten Bekannten begrüßte.

„Aber Vater", sagte die älteste seiner Töchter, „wie kannst du nur mit dieser gewöhnlichen Person sprechen? Weißt du denn nicht, daß sie uns früher immer Geflügel verkauft hat?"

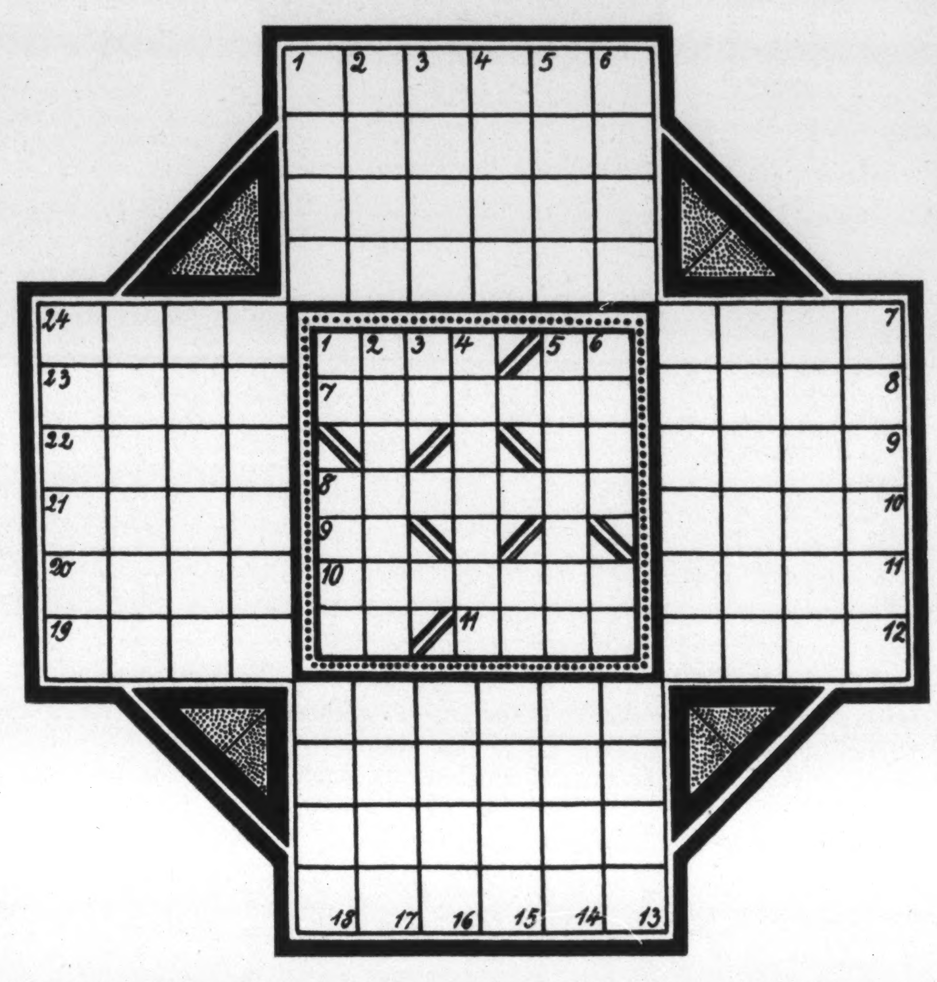
„Gewiß!" erwiderte der alte Herr, „gewiß weiß ich das; das war zu derselben Zeit, als deine Mutter in einer kleinen Kneipe Bier ausschänkte und ich mit Austern hausieren ging."

Miß Vanderbilt schwieg beschämt, während ihr Vater behaglich schmunzelnd eine Zigarre ansteckte, wie er sie als Kneipenwirt kaum geraucht haben mochte.

Schikaneder, der Textdichter von Mozarts Oper „Zauberflöte", schnappte nach dem großen Erfolge, den die Oper wegen ihrer herrlichen Musik bei ihrer Erstaufführung am 30. September 1791 auf der Bühne im Freihaus zu Wien errang, über. Er hüllte sich in die Glorie eines unsterblichen Dichters. Als ihm ein Bekannter nach der Vorstellung zu dem außergewöhnlichen Erfolge dieses musikalischen Meisterwerkes gratulierte, meinte Schikaneder herablassend: „Ja, ja, die Oper hat gefallen, aber sie würde einen noch viel größeren Triumph gehabt haben, wenn mir der Mozart nicht so viel daran verpfuscht hätte!"

Kurzweil am Feierabend

Kombiniertes Kreuzwort-Rätsel



In die äußeren Felder sind von außen nach innen 24 Wörter zu je 4 Buchstaben einzusetzen. Die Wörter bedeuten: 1. Weizenbrötchen (südd.), 2. Stadt in Afrika, 3. architekt. betontes Bauglied, 4. Nagetier, 5. Sehorgan, 6. Ziffer, 7. niederl.-ostind. Kolonie, 8. europ. Grenzgebirge, 9. Brutstätte, 10. männl. Vorname, 11. Faserpflanze, 12. Zufluß zum Kasp. Meer, 13. Blume, 14. sudetendtsch. Schriftsteller, 15. Pferdegangart, 16. Automarke, 17. brit. Besitzung in Süd-Arabien, 18. Flußübergang, 19. fließendes Wasser, 20. Mädchenname, 21. holländ. Stadt, 22. Gedanke, 23. Spielzeug, 24. dichter Wald. — Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben von 1—24 ein Sprichwort, die Endbuchstaben von 1—6, 7—12, 13—18 und 19—24 vier deutsche Städte.

Inneres Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. ehemals bevorzugter Stand, 7. Gebirgsprimel, 8. fremdländ. Huftier, 9. Verhältniswort, 10. Sicherungsvorrichtung, 11. Mädchenname. — Senkrecht: 2. Nebenfluß der Rhone, 3. Fürwort, 4. Insekt, 5. soviel wie bestimmt und sicher, 6. altes Längenmaß, 8. der Bewirtete. (ß = ss)

Rätsel-Auflösungen aus Heft 19

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 3. Arber, 5. Ole, 7. Anapa, 10. Bernau, 12. Darm, 14. Baku, 15. Bern, 16. Erde, 17. Arrest, 18. Reben, 20. Sam, 21. Asien. — Senkrecht: 1. Gronau, 2. Reep, 4. Blau, 6. Bebra, 7. Anker, 8. Adern, 9. Ernst, 11. Rad, 13. Are, 15. Bremen, 17. Abai, 19. Esse.

Pflanzen-Rosette. Wollgras, Schwertlilie, Gladiolen, Gänseblümchen, Tausendgüldenkraut, Aronstab, Schildkraut. — Was gegen die Natur ist, das ist gegen Gott. (Fr. Hebbel.)

Kombiniertes Kreuzwort-Rätsel. Waagerecht: 1. Araber, 5. Lese, 6. Felge, 7. Holk, 10. Tenor, 12. Nao, 14. Eta, 15. See, 17. Arm, 19. Engel, 21. Liga, 22. Athen, 23. Rate, 24. Nieren. — Senkrecht: 1. alle, 2. Regen, 3. Ase, 4. Rhone, 6. Fessel, 8. Lote, 9. Kragen, 10. Tor, 11. Reni, 13. Aal, 16. Eggen, 18. Motte, 20. Ehen, 22. Aar. — Von innen wird dem Edlen die Welt gestaltet; dem Toren entsteht sie von außen. (Richard Wagner.)

Rätsel-Auflösungen aus Heft 20

Spruch-Ergänzungs-Rätsel. 1. Irak, 2. Heck, 3. Rüde, 4. Magd, 5. Usus, 6. Ekel, 7. Säge, 8. Siam, 9. Type, 10. Dach, 11. Kali, 12. Käse, 13. Etat, 14. Drau, 15. Sieg, 16. Lore, 17. Eden, 18. Mond, 19. Elbe, 20. Hain. — Ihr muesst die Tugenden üben, die Völker brauchen, wenn sie groß werden wollen. (Adolf Hitler.)

Rätselsteinchen. Solange ein Atemzug in uns ist, wollen wir uns dem deutschen Volke verpflichten. (Dr. Goebbels.)

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18



Aufnahme: Franz Baumeister